

Msgr. Giuseppe Malandrino und der Diener Gottes Nino Baglieri

Am 3. August 2025, dem Festtag der Schutzpatronin der Diözese Noto, Maria Scala del Paradiso, kehrte Monsignore Giuseppe Malandrino, der neunte Bischof der Diözese Noto, ins Haus des Vaters zurück. 94 Lebensjahre, 70 Priesterjahre und 45 Jahre Bischofsweihe sind beachtliche Zahlen für einen Mann, der der Kirche als Hirte mit dem „Geruch der Schafe“ diente, wie Papst Franziskus oft betonte.

Blitzableiter der Menschheit

Während seiner Zeit als Hirte der Diözese Noto (19.06.1998 – 15.07.2007) pflegte er die Freundschaft mit dem Diener Gottes Nino Baglieri. Fast nie fehlte ein „Halt“ in Ninos Haus, wenn ihn pastorale Gründe nach Modica führten. In einem seiner Zeugnisse sagt Msgr. Malandrino: „...als ich am Sterbebett von Nino war, hatte ich die lebhafteste Wahrnehmung, dass dieser unser geliebter kranker Bruder wirklich ein ‚Blitzableiter der Menschheit‘ war, gemäß einer mir so lieben Vorstellung von Leidenden, die ich auch in meinem Pastoralbrief über die ständige Mission ‚Ihr werdet meine Zeugen sein‘ (2003) vorschlagen wollte“. Msgr. Malandrino schreibt: „Es ist notwendig, in den Kranken und Leidenden das Antlitz des leidenden Christus zu erkennen und ihnen mit der gleichen Fürsorge und der gleichen Liebe Jesu in seinem Leiden beizustehen, das im Geist des Gehorsams gegenüber dem Vater und der Solidarität mit den Brüdern gelebt wurde“. Dies wurde von Ninos überaus lieber Mutter, Frau Peppina, voll und ganz verkörpert. Sie, eine typische sizilianische Frau mit starkem Charakter und großer Entschlossenheit, antwortet dem Arzt, der ihr die Euthanasie für ihren Sohn vorschlägt (angesichts der schweren gesundheitlichen Verfassung und der Aussicht auf ein Leben als Gelähmter): „Wenn der Herr ihn will, nimmt er ihn,

aber wenn er ihn mir so lässt, bin ich froh, mich ein Leben lang um ihn zu kümmern“. War sich Ninos Mutter in diesem Moment dessen bewusst, was auf sie zukam? War sich Maria, die Mutter Jesu, dessen bewusst, wie viel Leid sie für den Sohn Gottes ertragen müsste? Die Antwort, menschlich betrachtet, scheint nicht einfach zu sein, besonders in unserer Gesellschaft des 21. Jahrhunderts, wo alles vergänglich, fließend ist, sich in einem „Augenblick“ verzehrt. Das Fiat von Mama Peppina wurde, wie das von Maria, ein Ja des Glaubens und der Hingabe an jenen Willen Gottes, der sich im Tragen des Kreuzes, im Geben von „Leib und Seele“ für die Verwirklichung des Plans Gottes erfüllt.

Vom Leid zur Freude

Die Freundschaft zwischen Nino und Msgr. Malandrino bestand bereits, als dieser noch Bischof von Acireale war. Schon 1993 überreichte er ihm durch Pater Attilio Balbinot, einen Nino sehr nahestehenden Kamillianer, sein erstes Buch: „Vom Leid zur Freude“. In Ninos Erfahrung war die Beziehung zum Bischof seiner Diözese eine Beziehung völliger Sohnesliebe. Seit seiner Annahme des göttlichen Plans für ihn machte er seine „aktive“ Präsenz spürbar, indem er seine Leiden für die Kirche, den Papst und die Bischöfe (sowie die Priester und Missionare) aufopferte. Diese Sohnesbeziehung wurde jährlich am 6. Mai erneuert, dem Tag des Sturzes, der später als geheimnisvoller Beginn einer Wiedergeburt angesehen wurde. Am 8. Mai 2004, wenige Tage nachdem Nino den 36. Jahrestag des Kreuzes gefeiert hatte, besuchte Msgr. Malandrino ihn zu Hause. Er schreibt in seinen Erinnerungen an dieses Treffen: „Es ist immer eine große Freude, Sie jedes Mal zu sehen, und ich erhalte so viel Energie und Kraft, mein Kreuz zu tragen und es mit so viel Liebe für die Bedürfnisse der Heiligen Kirche und insbesondere für meinen Bischof und für unsere Diözese darzubringen. Der Herr möge ihm immer mehr Heiligkeit schenken, um uns viele Jahre lang mit immer größerer Inbrunst und Liebe zu führen...“. Und weiter: „...das Kreuz ist schwer, aber der Herr schenkt mir so viele Gnaden, die das Leiden

weniger bitter machen und es leicht und süß werden lassen. Das Kreuz wird zum Geschenk, das dem Herrn mit so viel Liebe für die Rettung der Seelen und die Bekehrung der Sünder dargebracht wird...“. Schließlich ist hervorzuheben, dass bei diesen Gnadenmomenten nie die eindringliche und ständige Bitte um „Hilfe, um mit dem täglichen Kreuz heilig zu werden“ fehlte. Nino wollte nämlich unbedingt heilig werden.

Eine vorzeitige Seligsprechung

Ein bedeutender Moment in diesem Zusammenhang war die Beisetzung des Dieners Gottes am 3. März 2007, als Msgr. Malandrino zu Beginn der Eucharistiefeier voller Andacht, wenn auch mit Mühe, den Sarg mit den sterblichen Überresten von Nino küsste. Es war eine Ehrerbietung an einen Mann, der 39 Jahre seines Lebens in einem Körper verbracht hatte, der „nichts fühlte“, aber eine allumfassende Lebensfreude ausstrahlte. Msgr. Malandrino betonte, dass die Feier der Messe im Hof der Salesianer, der für diesen Anlass zu einer Freiluft-„Kathedrale“ geworden war, eine wahre Apotheose gewesen sei (Tausende von weinenden Menschen nahmen teil), und man spürte deutlich und gemeinschaftlich, dass man sich nicht vor einem Begräbnis, sondern vor einer wahren „Seligsprechung“ befand. Nino war mit seinem Lebenszeugnis tatsächlich zu einem Bezugspunkt für viele geworden, ob jung oder alt, Laien oder Geweihte, Mütter oder Familienväter, die dank seines wertvollen Zeugnisses ihr eigenes Dasein lesen und Antworten finden konnten, die sie anderswo nicht fanden. Auch Msgr. Malandrino hat diesen Aspekt mehrfach betont: „Tatsächlich war jede Begegnung mit dem lieben Nino für mich, wie für alle, eine starke und lebendige Erfahrung der Erbauung und ein mächtiger – in seiner Sanftmut – Ansporn zur geduldigen und großzügigen Hingabe. Die Anwesenheit des Bischofs bereitete ihm jedes Mal immense Freude, denn neben der Zuneigung des Freundes, der ihn besuchte, spürte er die kirchliche Gemeinschaft. Es ist offensichtlich, dass das, was ich von ihm erhielt, immer viel mehr war als das Wenige, das ich ihm geben konnte“. Ninos „fixe Idee“ war es, „heilig zu werden“: Das

volle Leben und die Verkörperung des Evangeliums der Freude im Leiden, mit seinen körperlichen Qualen und seiner völligen Hingabe an die geliebte Kirche, führten dazu, dass alles nicht mit seinem Abschied ins himmlische Jerusalem endete, sondern weiterging, wie Msgr. Malandrino bei den Exequien betonte: „...Ninos Mission geht nun auch durch seine Schriften weiter. Er selbst hatte es in seinem geistlichen Testament angekündigt“: „...meine Schriften werden mein Zeugnis fortsetzen, ich werde weiterhin allen Freude bereiten und von der großen Liebe Gottes und den Wundern sprechen, die er in meinem Leben vollbracht hat“. Dies bewahrheitet sich immer noch, denn „eine Stadt, die auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Auch zündet man keine Leuchte an und stellt sie unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit sie allen leuchte, die im Hause sind“ (Matthäus 5,14-16). Metaphorisch soll betont werden, dass das „Licht“ (im weitesten Sinne) früher oder später sichtbar sein muss: Was wichtig ist, wird ans Licht kommen und anerkannt werden.

Auf diese Tage – geprägt vom Tod Msgr. Malandrinos, seinen Beisetzungen in Acireale (5. August, Madonna della Neve) und in Noto (7. August) mit anschließender Beisetzung in der Kathedrale, deren Renovierung er nach dem Einsturz am 13. März 1996 selbst stark vorangetrieben hatte und die im März 2007 (dem Monat, in dem Nino Baglieri starb) wiedereröffnet wurde – zurückzublicken bedeutet es, diese Verbindung zwischen zwei großen Persönlichkeiten der Kirche von Noto nachzuvollziehen, die eng miteinander verknüpft waren und beide in ihr ein bleibendes Zeichen hinterlassen konnten.

Roberto Chiaramonte

Der Ehrwürdige Monsignore Stefano Ferrando

Msgr. Stefano Ferrando war ein außergewöhnliches Beispiel für missionarische Hingabe und bischöflichen Dienst, der das salesianische Charisma mit einer tiefen Berufung zum Dienst an den Ärmsten verband. 1895 im Piemont geboren, trat er jung in die Salesianer-Kongregation ein und widmete sich nach seinem Militärdienst im Ersten Weltkrieg, der ihm die silberne Tapferkeitsmedaille einbrachte, dem Apostolat in Indien. Als Bischof von Krishnagar und später von Shillong wanderte er über dreißig Jahre lang unermüdlich unter den Menschen, förderte die Evangelisierung mit Demut und tiefer pastoraler Liebe. Er gründete Institutionen, unterstützte Laienkatecheten und verkörperte in seinem Leben das Motto „Apostel Christi“. Sein Leben war ein Beispiel für Glauben, Hingabe an Gott und totale Selbstlosigkeit und hinterließ ein geistiges Erbe, das die salesianische Mission in der Welt weiterhin inspiriert.

Der ehrwürdige Msgr. Stefano Ferrando verstand es, seine salesianische Berufung mit seinem missionarischen Charisma und seinem bischöflichen Dienst zu verbinden. Er wurde am 28. September 1895 in Rossiglione (Genua, Diözese Acqui) als Sohn von Agostino und Giuseppina Salvi geboren und zeichnete sich durch eine glühende Liebe zu Gott und eine innige Verehrung der Heiligen Jungfrau Maria aus. Im Jahr 1904 trat er in die Salesianerschule ein, zunächst in Fossano und dann in Turin-Valdocco, wo er die Nachfolger Don Boscos und die erste Generation der Salesianer kennen lernte und seine priesterlichen Studien aufnahm; in der Zwischenzeit hegte er den Wunsch, als Missionar zu gehen. Am 13. September 1912 legte er in der Salesianerkongregation von Foglizzo seine erste Ordensprofess ab. 1915 wurde er zu den Waffen gerufen und nahm am Ersten Weltkrieg teil. Für seinen Mut wurde er mit der silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Nach seiner

Rückkehr im Jahr 1918 legte er am 26. Dezember 1920 die ewigen Gelübde ab.

Am 18. März 1923 wurde er in Borgo San Martino (Alessandria) zum Priester geweiht. Am 2. Dezember desselben Jahres schiffte er sich mit neun Gefährten in Venedig als Missionar nach Indien ein. Nach einer 16-tägigen Reise kam die Gruppe am 18. Dezember in Bombay und am 23. Dezember in Shillong, dem Ort seines neuen Apostolats, an. Als Novizenmeister erzog er die jungen Salesianer in der Liebe zu Jesus und Maria und hatte einen großen apostolischen Geist.

Am 9. August 1934 ernannte ihn Papst Pius XI. zum Bischof von Krishnagar. Sein Wahlspruch war „Apostel Christi“. Am 26. November 1935 wurde er nach Shillong versetzt, wo er 34 Jahre lang Bischof blieb. In einer schwierigen kulturellen, religiösen und sozialen Situation bemühte sich Msgr. Ferrando unermüdlich um die Nähe zu den Menschen, die ihm anvertraut waren, und arbeitete mit großem Eifer in der riesigen Diözese, die die gesamte Region Nordostindiens umfasste. Er zog es vor, zu Fuß zu reisen und nicht mit dem Auto, das ihm zur Verfügung gestanden hätte: So konnte er den Menschen begegnen, anhalten und mit ihnen sprechen, sich auf ihr Leben einlassen. Dieser direkte Kontakt mit dem Leben der Menschen war einer der Hauptgründe für die Fruchtbarkeit seiner evangelischen Verkündigung: Demut, Einfachheit und Liebe zu den Armen führten dazu, dass sich viele bekehrten und die Taufe erbat. Er gründete ein Seminar für die Ausbildung junger indischer Salesianer, baute ein Krankenhaus, errichtete ein Heiligtum, das Maria, der Helferin der Christen, geweiht war, und gründete die erste Kongregation einheimischer Schwestern, die Kongregation der Missionsschwestern von Maria, Hilfe der Christen (1942).

Als Mann mit starkem Charakter ließ er sich angesichts unzähliger Schwierigkeiten, denen er mit einem Lächeln und Sanftmut begegnete, nicht entmutigen. Beharrlichkeit im Angesicht von Hindernissen war eine seiner Haupteigenschaften. Er bemühte sich, die Botschaft des Evangeliums mit der lokalen

Kultur, in die sie eingebettet werden sollte, zu verbinden. Er war unerschrocken bei seinen Pastoralbesuchen, die er in die entlegensten Orte der Diözese unternahm, um die letzten verlorenen Schafe wiederzufinden. Besondere Sensibilität und Förderung zeigte er für die Laienkatecheten, die er als Ergänzung der bischöflichen Mission betrachtete und von denen ein großer Teil der Fruchtbarkeit der Verkündigung des Evangeliums und seiner Durchdringung des Territoriums abhing. Seine Aufmerksamkeit für die Familienpastoral war ebenfalls immens. Trotz seiner zahlreichen Verpflichtungen war der Ehrwürdige ein Mann mit einem reichen Innenleben, das von Gebet und Besinnung genährt wurde. Als Seelsorger wurde er von seinen Schwestern, Priestern, Salesianerbrüdern und im Bischofsamt ebenso geschätzt wie von den Menschen, die sich ihm sehr nahe fühlten. Er setzte sich kreativ für seine Herde ein, kümmerte sich um die Armen, verteidigte die Unberührbaren, behandelte die Cholerakranken.

Die Eckpfeiler seiner Spiritualität waren seine kindliche Verbundenheit mit der Jungfrau Maria, sein missionarischer Eifer, sein ständiger Bezug auf Don Bosco, wie er in seinen Schriften und in seiner gesamten missionarischen Tätigkeit zum Ausdruck kommt. Der leuchtendste und heroischste Moment seines tugendhaften Lebens war sein Abschied von der Diözese Shillong. Msgr. Ferrando musste dem Heiligen Vater noch im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte seinen Rücktritt einreichen, um die Ernennung seines Nachfolgers zu ermöglichen, der nach den Anweisungen seiner Oberen aus den von ihm ausgebildeten einheimischen Priestern ausgewählt werden sollte. Es war ein besonders schmerzlicher Moment, den der große Bischof mit Demut und Gehorsam erlebte. Er verstand, dass es an der Zeit war, sich im Gebet zurückzuziehen, wie es der Wille des Herrn war.

Er kehrte 1969 nach Genua zurück und setzte seine pastorale Tätigkeit fort, leitete die Feierlichkeiten zur Firmung und widmete sich dem Bußsakrament.

Bis zuletzt blieb er dem Ordensleben der Salesianer treu, entschied sich für ein Leben in Gemeinschaft und verzichtete

auf die Privilegien, die ihm sein Bischofsamt hätte einräumen können. In Italien war er weiterhin „a missionary“. Nicht „a missionary who moves, but [...] a missionary who is“: nicht ein Missionar, der sich bewegt, sondern ein Missionar, der ist. Sein Leben in dieser letzten Zeit wurde zu einem „strahlenden“ Leben. Er wurde zu einem „Missionar des Gebets“, der sagte: „Ich bin froh, dass ich weggegangen bin, damit andere diese wunderbaren Werke übernehmen können“.

Von Genua Quarto aus fuhr er fort, die Mission in Assam zu beleben, das Bewusstsein zu schärfen und finanzielle Hilfe zu leisten. Er lebte diese Stunde der Läuterung mit einem Geist des Glaubens, der Hingabe an den Willen Gottes und des Gehorsams, wobei er mit seinen eigenen Händen die volle Bedeutung des evangelischen Ausdrucks „wir sind nur unnütze Diener“ berührte und mit seinem Leben das *caetera tolle*, den Aspekt der Selbstlosigkeit und der Opferbereitschaft der salesianischen Berufung bestätigte. Er starb am 20. Juni 1978 und wurde in Rossiglione, seinem Heimatort, beigesetzt. Im Jahr 1987 wurden seine sterblichen Überreste nach Indien zurückgebracht.

In der Fügsamkeit gegenüber dem Heiligen Geist hat er eine fruchtbare pastorale Tätigkeit ausgeübt, die sich in einer großen Liebe zu den Armen, in der Demut des Geistes und der brüderlichen Nächstenliebe, in der Freude und dem Optimismus des salesianischen Geistes offenbart hat.

Zusammen mit vielen Missionaren, die mit ihm das Abenteuer des Geistes in Indien geteilt haben, darunter die Diener Gottes Francesco Convertini, Costantino Vendrame und Oreste Marengo, hat Msgr. Ferrando eine neue Missionsmethode eingeführt: die des Wandermissionars. Dieses Beispiel ist eine Warnung der Vorsehung, vor allem für Ordensgemeinschaften, die von einem Prozess der Institutionalisierung und Schließung bedroht sind, nicht die Leidenschaft zu verlieren, hinauszugehen, um Menschen und Situationen größter materieller und geistiger Armut und Not zu begegnen, dorthin zu gehen, wo niemand hingehen will, und sich anzuvertrauen, wie sie es tat. „Ich

schaue mit Zuversicht in die Zukunft, im Vertrauen auf Maria, die Helferin der Christen... Ich werde mich Maria, der Helferin der Christen, anvertrauen, die mich schon vor so vielen Gefahren bewahrt hat“.

Heilige Monika, Mutter des Heiligen Augustinus, Zeugin der Hoffnung

Eine Frau von unerschütterlichem Glauben, deren fruchtbare Tränen von Gott nach siebzehn langen Jahren erhört wurden. Ein Vorbild für die ganze Kirche als Christin, Ehefrau und Mutter. Eine Zeugin der Hoffnung, die sich im Himmel in eine mächtige Fürsprecherin verwandelte. Don Bosco selbst empfahl Müttern, die unter dem wenig christlichen Leben ihrer Kinder litten, sich ihr im Gebet anzuvertrauen.

In der großen Galerie der Heiligen, die die Geschichte der Kirche geprägt haben, nimmt die heilige Monika (331-387) einen einzigartigen Platz ein. Nicht wegen spektakulärer Wunder, nicht wegen der Gründung religiöser Gemeinschaften, nicht wegen bedeutender sozialer oder politischer Unternehmungen. Monika wird vor allem als Mutter erinnert und verehrt, die Mutter des Augustinus, des unruhigen jungen Mannes, der dank ihrer Gebete, ihrer Tränen und ihres Glaubenszeugnisses zu einem der größten Kirchenväter und Kirchenlehrer des katholischen Glaubens wurde.

Doch ihre Figur auf die mütterliche Rolle zu beschränken, wäre ungerecht und reduzierend. Monika ist eine Frau, die ihr gewöhnliches Leben – Ehefrau, Mutter, Gläubige – auf außergewöhnliche Weise zu leben wusste, indem sie den Alltag

durch die Kraft des Glaubens verklärte. Sie ist ein Beispiel für Ausdauer im Gebet, Geduld in der Ehe, unerschütterliche Hoffnung angesichts der Abwege ihres Sohnes.

Die Nachrichten über ihr Leben stammen fast ausschließlich aus den *Bekenntnissen* des Augustinus, einem Text, der keine Chronik, sondern eine theologische und spirituelle Lesart der Existenz ist. Doch auf diesen Seiten zeichnet Augustinus ein unvergessliches Porträt seiner Mutter: nicht nur eine gute und fromme Frau, sondern ein authentisches Modell christlichen Glaubens, eine „Mutter der Tränen“, die zur Quelle der Gnade werden.

Die Ursprünge in Tagaste

Monika wurde 331 in Tagaste, einer Stadt in Numidien, dem heutigen [Souk Ahras](#) in Algerien, geboren. Es war ein lebhaftes Zentrum, geprägt von römischer Präsenz und einer bereits verwurzelten christlichen Gemeinde. Sie stammte aus einer wohlhabenden christlichen Familie: Der Glaube war bereits Teil ihres kulturellen und spirituellen Horizonts.

Ihre Erziehung war geprägt vom Einfluss einer strengen Amme, die sie zu Nüchternheit und Mäßigung erzog. Der heilige Augustinus wird über sie schreiben: *„Nicht ihre, sondern deine Gaben in ihr will ich preisen. Denn sie hatte sich ja nicht selbst erschaffen oder erzogen; du hast sie erschaffen, und weder Vater noch Mutter wußten, was aus ihrem Kinde werden würde. Es unterwies sie in deiner Furcht die Zucht Jesu Christi, das Walten deines einzigen Sohnes in einem gläubigen Hause, das ein gutes Glied deiner Kirche war.“* (Bekenntnisse IX, 8, 17).

In denselben *Bekenntnissen* erzählt Augustinus auch eine bedeutsame Episode: Die junge Monika hatte sich angewöhnt, kleine Schlucke Wein aus dem Keller zu trinken, bis eine Dienerin sie tadelte und sie „Trunkenboldin“ nannte. Dieser Tadel genügte ihr, um sich endgültig zu bessern. Diese scheinbar unbedeutende Anekdote zeigt ihre Ehrlichkeit, ihre eigenen Sünden zu erkennen, sich korrigieren zu lassen und in

Tugend zu wachsen.

Im Alter von 23 Jahren wurde Monika mit Patricius verheiratet, einem heidnischen Stadtbeamten, der für seinen cholerischen Charakter und seine eheliche Untreue bekannt war. Das Eheleben war nicht einfach: Das Zusammenleben mit einem impulsiven und vom christlichen Glauben entfernten Mann stellte ihre Geduld auf eine harte Probe.

Doch Monika verzweifelte nie. Mit einer Haltung der Sanftmut und des Respekts wusste sie das Herz ihres Mannes allmählich zu gewinnen. Sie antwortete nicht hart auf Wutausbrüche, schürte keine unnötigen Konflikte. Mit der Zeit trug ihre Beständigkeit Früchte: Patricius bekehrte sich und empfing die Taufe kurz vor seinem Tod.

Monikas Zeugnis zeigt, wie Heiligkeit nicht unbedingt in aufsehenerregenden Gesten zum Ausdruck kommt, sondern in der täglichen Treue, in der Liebe, die schwierige Situationen langsam zu verwandeln weiß. In diesem Sinne ist sie ein Vorbild für viele Ehefrauen und Mütter, die Ehen leben, die von Spannungen oder Glaubensunterschieden geprägt sind.

Monika als Mutter

Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Augustinus, Navigius und eine Tochter, deren Name uns nicht bekannt ist. Monika schenkte ihnen all ihre Liebe, aber vor allem ihren Glauben. Navigius und die Tochter folgten einem geradlinigen christlichen Weg: Navigius wurde Priester; die Tochter schlug den Weg der geweihten Jungfräulichkeit ein. Augustinus hingegen wurde bald zum Mittelpunkt ihrer Sorgen und Tränen. Schon als Junge zeigte Augustinus eine außergewöhnliche Intelligenz. Monika schickte ihn zum Rhetorikstudium nach [Karthago](#), in dem Wunsch, ihm eine glänzende Zukunft zu sichern. Doch zusammen mit den intellektuellen Fortschritten kamen auch die Versuchungen: Sinnlichkeit, Weltlichkeit, schlechte Gesellschaft. Augustinus nahm die manichäische Lehre an, überzeugt, dort rationale Antworten auf das Problem des Bösen zu finden. Außerdem begann er, ohne zu heiraten, mit

einer Frau zusammenzuleben, mit der er einen Sohn, Adeodatus, hatte. Die Abwege des Sohnes veranlassten Monika, ihm die Aufnahme in ihr Haus zu verweigern. Doch deshalb hörte sie nicht auf, für ihn zu beten und Opfer darzubringen: „*Tag und Nacht brachte meine Mutter blutenden Herzens für mich ein Tränenopfer dar*“ (Bekenntnisse V, 7,13) und sie „*weinte, mehr als sonst die Mütter über den leiblichen Tod ihrer Kinder weinen*“ (Bekenntnisse III, 11,19).

Für Monika war es eine tiefe Wunde: Der Sohn, den sie im Schoß Christus geweiht hatte, ging verloren. Der Schmerz war unbeschreiblich, aber sie hörte nie auf zu hoffen. Augustinus selbst wird schreiben: „*Hätte dieser Schlag das Herz meiner Mutter getroffen, sie wäre nie davon genesen. Denn mit Worten kann ich es nicht ausdrücken, wie ihr Herz für mich schlug und wie ihre Bekümmernis um meine geistige Wiedergeburt weit größer war als bei meiner leiblichen Geburt.*“ (Bekenntnisse V, 9,16)

Es stellt sich spontan die Frage: Warum ließ Monika Augustinus nicht sofort nach der Geburt taufen?

Tatsächlich war die Kindertaufe, obwohl bereits bekannt und praktiziert, noch keine universelle Praxis. Viele Eltern zogen es vor, sie auf das Erwachsenenalter zu verschieben, da sie sie als „endgültige Waschung“ betrachteten: Sie befürchteten, dass, wenn der Getaufte schwer sündigen würde, das Heil gefährdet wäre. Außerdem hatte Patricius, noch Heide, kein Interesse daran, seinen Sohn im christlichen Glauben zu erziehen.

Heute sehen wir deutlich, dass dies eine unglückliche Wahl war, da die Taufe uns nicht nur zu Kindern Gottes macht, sondern uns auch die Gnade schenkt, Versuchungen und Sünde zu überwinden.

Eines steht jedoch fest: Wäre er als Kind getauft worden, hätte Monika sich und ihrem Sohn so viel Leid erspart.

Das stärkste Bild von Monika ist das einer Mutter, die betet und weint. Die *Bekenntnisse* beschreiben sie als unermüdliche

Frau, die bei Gott für ihren Sohn Fürsprache einlegt. Eines Tages beruhigte sie ein Bischof von Tagaste – nach einigen derselbe Ambrosius – mit Worten, die berühmt geblieben sind: *„Geh, der Sohn so vieler Tränen kann nicht verloren gehen“*. Dieser Satz wurde Monikas Leitstern, die Bestätigung, dass ihr mütterlicher Schmerz nicht umsonst war, sondern Teil eines geheimnisvollen Gnadenplans.

Hartnäckigkeit einer Mutter

Monikas Leben war auch eine Pilgerreise auf den Spuren des Augustinus. Als der Sohn beschloss, heimlich nach Rom aufzubrechen, scheute Monika keine Mühe; sie gab die Sache nicht verloren, sondern folgte ihm und suchte ihn, bis sie ihn fand. Sie erreichte ihn in Mailand, wo Augustinus einen Lehrstuhl für Rhetorik erhalten hatte. Dort fand sie in dem heiligen Ambrosius, dem Bischof der Stadt, einen geistlichen Führer. Zwischen Monika und Ambrosius entstand eine tiefe Harmonie: Sie erkannte in ihm den Hirten, der ihren Sohn führen konnte, während Ambrosius ihren unerschütterlichen Glauben bewunderte.

In Mailand eröffnete die Predigt des Ambrosius Augustinus neue Perspektiven. Er gab den Manichäismus allmählich auf und begann, das Christentum mit neuen Augen zu sehen. Monika begleitete diesen Prozess schweigend: Sie drängte nicht, verlangte keine sofortigen Bekehrungen, sondern betete und unterstützte ihn und blieb ihm bis zu seiner Bekehrung zur Seite.

Die Bekehrung des Augustinus

Gott schien sie nicht zu erhören, aber Monika hörte nie auf zu beten und Opfer für ihren Sohn darzubringen. Nach siebzehn Jahren wurden ihre Bitten endlich erhört – und wie! Augustinus wurde nicht nur Christ, sondern auch Priester, Bischof, Kirchenlehrer und Kirchenvater.

Er selbst erkennt es an: *„Aber du, waltend in der Höhe und das Hauptziel ihrer Wünsche erhörend, kümmerst dich nicht um ihren augenblicklichen Wunsch, um aus mir zu machen, was ihr*

stetes Flehen war.“ (Bekenntnisse V, 8,15)

Der entscheidende Moment kam im Jahr 386. Augustinus, innerlich gequält, kämpfte gegen Leidenschaften und den Widerstand seines Willens. In der berühmten Episode im Garten von Mailand, als er die Stimme eines Kindes hörte, das „*Tolle, lege*“ („Nimm, lies“) sagte, öffnete er den Römerbrief und las die Worte, die sein Leben veränderten: „*Zieht den Herrn Jesus Christus an, und heget nicht für das Fleisch Fürsorge zu Begierlichkeiten*“ (Röm 13,14).

Das war der Beginn seiner Bekehrung. Zusammen mit seinem Sohn Adeodatus und einigen Freunden zog er sich nach Cassiciacum zurück, um sich auf die Taufe vorzubereiten. Monika war bei ihnen, teilhabend an der Freude, endlich die Gebete so vieler Jahre erhört zu sehen.

In der Osternacht des Jahres 387 taufte Ambrosius in der Kathedrale von Mailand Augustinus, Adeodatus und die anderen Katechumenen. Monikas Tränen des Schmerzes verwandelten sich in Tränen der Freude. Sie blieb weiterhin in seinem Dienst, so dass Augustinus in Cassiciacum sagen wird: „*Sie kümmerte sich um uns, als wäre sie die Mutter aller, und diente uns, als wäre sie die Tochter aller*“.

Ostia: die Ekstase und der Tod

Nach der Taufe bereiteten sich Monika und Augustinus auf die Rückkehr nach Afrika vor. In [Ostia](#), während sie auf das Schiff warteten, erlebten sie einen Moment intensivster Spiritualität. Die *Bekenntnisse* erzählen von der Ekstase von Ostia: Mutter und Sohn, an einem Fenster stehend, betrachteten gemeinsam die Schönheit der Schöpfung und erhoben sich zu Gott, die Seligkeit des Himmels vorkostend.

Monika wird sagen: „*Mein Sohn, ich für meine Person werde an nichts mehr Freude empfinden. Was ich nun hier noch tun soll und warum ich hier bin, weiß ich nicht, da ich von dieser Zeitlichkeit nichts mehr erhoffe. Nur um dich vor meinem Tode als katholischen Christen zu sehen, wollte ich einzig und allein noch eine Zeitlang am Leben bleiben. Über mein Hoffen*

hinaus bat Gott mir meine Bitte erfüllt, da ich dich jetzt als seinen Knecht erblicke, der aller irdischen Glückseligkeit entsagt hat. Was tue ich nun noch hier?“ (Bekenntnisse IX, 10,11). Sie hatte ihr irdisches Ziel erreicht.

Einige Tage später erkrankte Monika schwer. Als sie das Ende nahen fühlte, sagte sie zu ihren Kindern: *„Begrabet diesen Leib, wo ihr wollt; machet euch um ihn keine Sorge. Nur darum bitte ich: gedenket meiner am Altare Gottes, wo ihr auch seid“*. Das war die Zusammenfassung ihres Lebens: Ihr war der Ort der Bestattung nicht wichtig, sondern die Verbindung im Gebet und in der Eucharistie.

Sie starb im Alter von 56 Jahren am 12. November 387 und wurde in Ostia begraben. Im 6. Jahrhundert wurden ihre Reliquien in eine versteckte Krypta in derselben [Kirche Sant'Aurea](#) überführt. Im Jahr 1425 wurden die Reliquien nach Rom in die [Basilika Sant'Agostino in Campo Marzio](#) überführt, wo sie noch heute verehrt werden.

Das spirituelle Profil Monikas

Augustinus beschreibt seine Mutter mit wohlüberlegten Worten: *„[...] ihrem Äußeren nach ein Weib, aber mit männlichem Glauben mit der Sicherheit des Alters, der Liebe einer Mutter und der Gottseligkeit einer Christin [...]“*. (Bekenntnisse IX, 4, 8).

Und weiter:

„[...]einer keuschen und eingezogen lebenden Witwe [...] Sie gab fleißig Almosen, war deinen Heiligen gefällig und dienstbar, versäumte keinen Tag das Opfer an deinem Altare, kam regelmäßig zweimal am Tage, früh und morgens, in die Kirche, nicht eitlen Klatsches und müßiger Altweibergeschichten wegen, sondern damit sie dich in deinem Worte hörte und du sie in ihrem Gebete. Hättest du die Tränen einer solchen Frau, die dich nicht um Silber und Gold, nicht um irgendein veränderliches und flüchtiges Gut, sondern um das Seelenheil ihres Sohnes anflehte, hättest du sie, dessen Gnade sie so geschaffen hat, verachten und ihr deinen Beistand verweigern können? Nein, o Herr, gewiß nicht, sondern du warst ihr nahe, erhörtest sie und handeltest nach der Ordnung, die du deinem

Wirken vorherbestimmt hattest.“ (Bekenntnisse V, 9,17).

Aus diesem augustinischen Zeugnis geht eine Figur von überraschender Aktualität hervor.

Sie war eine Frau des Gebets: Sie hörte nie auf, Gott um das Heil ihrer Lieben anzurufen. Ihre Tränen werden zum Modell beharrlicher Fürbitte.

Sie war eine treue Ehefrau: In einer schwierigen Ehe antwortete sie nie mit Groll auf die Härte ihres Mannes. Ihre Geduld und Sanftmut waren Werkzeuge der Evangelisierung.

Sie war eine mutige Mutter: Sie verließ ihren Sohn in seinen Abwegen nicht, sondern begleitete ihn mit zäher Liebe, fähig, den Zeiten Gottes zu vertrauen.

Sie war eine Zeugin der Hoffnung: Ihr Leben zeigt, dass keine Situation hoffnungslos ist, wenn sie im Glauben gelebt wird.

Die Botschaft Monikas gehört nicht nur dem 4. Jahrhundert an. Sie spricht auch heute noch, in einem Kontext, in dem viele Familien Spannungen erleben, Kinder sich vom Glauben entfernen, Eltern die Mühe des Wartens erfahren.

Den Eltern lehrt sie, nicht aufzugeben, zu glauben, dass die Gnade auf geheimnisvolle Weise wirkt.

Christlichen Frauen zeigt sie, wie Sanftmut und Treue schwierige Beziehungen verwandeln können.

Jedem, der sich im Gebet entmutigt fühlt, bezeugt sie, dass Gott erhört, auch wenn die Zeiten nicht mit unseren übereinstimmen.

Es ist kein Zufall, dass viele Verbände und Bewegungen Monika zur Schutzpatronin der christlichen Mütter und der Frauen gewählt haben, die für ihre vom Glauben entfernten Kinder beten.

Eine einfache und außergewöhnliche Frau

Das Leben der heiligen Monika ist die Geschichte einer einfachen und zugleich außergewöhnlichen Frau. Einfach, weil sie im Alltag einer Familie gelebt wurde, außergewöhnlich, weil sie vom Glauben verklärt wurde. Ihre Tränen und Gebete haben einen Heiligen geformt und durch ihn die Geschichte der

Kirche tiefgreifend beeinflusst.

Ihr Gedenktag, der am 27. August, am Vorabend des Festes des heiligen Augustinus, gefeiert wird, erinnert uns daran, dass Heiligkeit oft durch verborgene Ausdauer, stilles Opfer und Hoffnung, die nicht enttäuscht, geht.

In den Worten des Augustinus, die er an Gott für seine Mutter richtete, finden wir die Zusammenfassung ihres geistlichen Erbes: *„Ich kann nicht genug sagen, wie sehr meine Seele ihr, mein Gott, zu Dank verpflichtet ist; aber du weißt alles. Vergilt ihr mit deiner Barmherzigkeit, was sie dich mit so vielen Tränen für mich bat“* (Bekenntnisse IX, 13).

Die heilige Monika hat durch die Ereignisse ihres Lebens das ewige Glück erreicht, das sie selbst definierte: *„Das Glück besteht zweifellos im Erreichen des Ziels, und man muss darauf vertrauen, dass wir durch einen festen Glauben, eine lebendige Hoffnung und eine glühende Liebe dorthin geführt werden können“* (Das Glück 4,35).

Hinauf! Der heilige Pier Giorgio Frassati

„Liebe Jugendliche, unsere Hoffnung ist Jesus. Er ist es, wie der heilige Johannes Paul II. sagte, „der in euch etwas entfacht: die Sehnsucht, aus eurem Leben etwas Großes zu machen [...], um euch selbst und die Gesellschaft besser zu machen, damit sie menschlicher und geschwisterlicher werde“ (XV. Weltjugendtag, Gebetsvigil, 19. August 2000). Bleiben wir mit Ihm verbunden, bleiben wir immer in seiner Freundschaft, indem wir sie durch Gebet, Anbetung, die eucharistische Kommunion, häufige Beichte und großzügige Nächstenliebe pflegen, wie es uns die seligen Pier Giorgio Frassati und

Carlo Acutis gelehrt haben, die bald heiliggesprochen werden. „Strebt nach Großem, nach Heiligkeit, wo immer ihr auch seid. Gebt euch nicht mit weniger zufrieden. Dann werdet ihr jeden Tag in euch und um euch herum das Licht des Evangeliums wachsen sehen“ (Papst Leo XIV. – Predigt zum Jugendjubiläum – 3. August 2025).

Pier Giorgio und Don Cojazzi

Senator Alfredo Frassati, Botschafter des Königreichs Italien in Berlin, war Eigentümer und Herausgeber der Turiner Tageszeitung La Stampa. Die Salesianer standen bei ihm in großer Dankesschuld. Anlässlich der großen skandalösen Inszenierung, bekannt als „Die Vorfälle von Varazze“, bei der versucht worden war, den Ruf der Salesianer zu beschmutzen, hatte Frassati sie verteidigt. Während selbst einige katholische Zeitungen angesichts der schwerwiegenden und schmerzlichen Anschuldigungen verwirrt und orientierungslos schienen, hatte La Stampa nach einer schnellen Untersuchung die Schlussfolgerungen der Justiz vorweggenommen und die Unschuld der Salesianer verkündet. Als daher aus dem Hause Frassati die Bitte um einen Salesianer kam, der die beiden Söhne des Senators, Pier Giorgio und Luciana, in ihren Studien begleiten sollte, fühlte sich Don Paolo Albera, der Generalobere, verpflichtet, zuzustimmen. Er schickte Don Antonio Cojazzi (1880-1953). Er war der richtige Mann: gute Bildung, jugendliches Temperament und eine außergewöhnliche Kommunikationsfähigkeit. Don Cojazzi hatte 1905 in Literatur und 1906 in Philosophie promoviert und nach einer ernsthaften Weiterbildung in England das Diplom zur Lehrbefähigung für die englische Sprache erworben.

Im Hause Frassati wurde Don Cojazzi mehr als nur der „Hauslehrer“, der die Jungen betreute. Er wurde ein Freund, besonders von Pier Giorgio, über den er sagen sollte: „Ich lernte ihn als Zehnjährigen kennen und begleitete ihn fast durch das gesamte Gymnasium und Lyzeum, wobei der Unterricht in den ersten Jahren täglich stattfand. Ich begleitete ihn mit wachsendem Interesse und Zuneigung“. Pier Giorgio, der zu

einem der führenden jungen Leute der Katholischen Aktion in Turin wurde, hörte sich die Vorträge und Lektionen an, die Don Cojazzi den Mitgliedern des C. Balbo-Zirkels hielt, verfolgte mit Interesse die Rivista dei Giovani und stieg manchmal nach Valsalice hinauf, um in entscheidenden Momenten Licht und Rat zu suchen.

Ein Moment der Bekanntheit

Pier Giorgio erlebte ihn während des Nationalkongresses der italienischen Katholischen Jugend im Jahr 1921: fünfzigtausend Jugendliche, die singend und betend durch Rom zogen. Pier Giorgio, Student am Polytechnikum, trug die dreifarbige Fahne des Turiner Zirkels C. Balbo. Plötzlich umzingelten die königlichen Truppen den riesigen Zug und stürmten ihn, um die Fahnen zu entreißen. Man wollte Unruhen verhindern. Ein Zeuge erzählte: „Sie schlagen mit den Gewehrkolben, packen, zerbrechen, reißen unsere Fahnen. Ich sehe Pier Giorgio im Kampf mit zwei Wachen. Wir eilen ihm zu Hilfe, und die Fahne, mit zerbrochenem Stock, bleibt in seinen Händen. Mit Gewalt in einen Hof gesperrt, werden die katholischen Jugendlichen von der Polizei verhört. Der Zeuge ruft den Dialog in Erinnerung, der mit den in solchen Situationen üblichen Manieren und Höflichkeiten geführt wurde:

– Und du, wie heißt du?

– Pier Giorgio Frassati, Sohn des Alfredo.

– Was macht dein Vater?

– Botschafter Italiens in Berlin.

Erstaunen, Tonwechsel, Entschuldigungen, Angebot sofortiger Freiheit.

– Ich gehe, wenn die anderen gehen.

Inzwischen geht das bestialische Schauspiel weiter. Ein Priester wird buchstäblich in den Hof geworfen, mit zerrissenem Talar und blutender Wange... Gemeinsam knieten wir im Hof auf dem Boden, als dieser zerlumpfte Priester den Rosenkranz erhob und sagte: Jungs, für uns und für diejenigen, die uns geschlagen haben, lasst uns beten!“.

Er liebte die Armen

Pier Giorgio liebte die Armen, er suchte sie in den entlegensten Vierteln der Stadt auf; er stieg die engen und dunklen Treppen hinauf; er betrat die Dachböden, wo nur Elend und Schmerz wohnten. Alles, was er in der Tasche hatte, war für andere, wie alles, was er im Herzen trug. Er verbrachte Nächte am Krankenbett unbekannter Kranker. Eines Nachts, als er nicht nach Hause kam, rief der immer ängstlichere Vater die Polizeistation und die Krankenhäuser an. Um zwei Uhr hörte man den Schlüssel in der Tür drehen und Pier Giorgio trat ein. Papa explodierte:

– Hör mal, du kannst tagsüber, nachts draußen sein, niemand sagt dir etwas. Aber wenn du so spät kommst, sag Bescheid, ruf an!

Pier Giorgio sah ihn an und antwortete mit der üblichen Einfachheit:

– Papa, wo ich war, gab es kein Telefon.

Die Konferenzen des Hl. Vinzenz von Paul sahen ihn als fleißigen Mitarbeiter; die Armen kannten ihn als Tröster und Helfer; die elenden Dachböden empfingen ihn oft in ihren trostlosen Mauern wie einen Sonnenstrahl für ihre verlassenem Bewohner. Von tiefer Demut beherrscht, wollte er nicht, dass das, was er tat, von jemandem bekannt wurde.

Schöner und heiliger Giorgetto

In den ersten Julitagen 1925 wurde Pier Giorgio von einem heftigen Polioanfall befallen und niedergestreckt. Er war 24 Jahre alt. Auf dem Sterbebett, während eine schreckliche Krankheit seinen Rücken verwüstete, dachte er immer noch an seine Armen. Auf einem Zettel, mit fast unleserlicher Handschrift, schrieb er für seinen Freund, Ingenieur Grimaldi: Hier sind die Injektionen von Converso, die Police ist von Sappa. Ich habe sie vergessen, erneuere du sie.

Nach der Beerdigung von Pier Giorgio schrieb Don Cojazzi spontan einen Artikel für die Rivista dei Giovani: „Ich werde den alten, aber sehr aufrichtigen Satz wiederholen: Ich hätte nicht gedacht, ihn so sehr zu lieben. Schöner und heiliger

Giorgetto! Warum singen diese Worte so eindringlich in meinem Herzen? Weil ich sie fast zwei Tage lang vom Vater, von der Mutter, von der Schwester wiederholen hörte, mit einer Stimme, die immer sprach und nie wiederholte. Und weil bestimmte Verse einer Ballade von Deroulède auftauchen: „Man wird lange von ihm sprechen, in den goldenen Palästen und in den abgelegenen Hütten! Denn auch die Elendshütten und Dachböden werden von ihm sprechen, wo er so oft als tröstender Engel vorbeikam“. Ich lernte ihn als Zehnjährigen kennen und begleitete ihn fast durch das gesamte Gymnasium und einen Teil des Lyzeums... ich begleitete ihn mit wachsendem Interesse und Zuneigung bis zu seiner heutigen Verklärung... Ich werde sein Leben schreiben. Es geht um die Sammlung von Zeugnissen, die die Figur dieses jungen Mannes in der Fülle seines Lichts, in der geistigen und moralischen Wahrheit, im leuchtenden und ansteckenden Zeugnis von Güte und Großzügigkeit darstellen“.

Der Bestseller der katholischen Verlagswelt

Ermutigt und auch vom Erzbischof von Turin, Monsignore Giuseppe Gamba, angetrieben, machte sich Don Cojazzi mit großem Eifer an die Arbeit. Die Zeugnisse trafen zahlreich und qualifiziert ein, wurden sorgfältig geordnet und geprüft. Pier Giorgios Mutter verfolgte die Arbeit, gab Anregungen und lieferte Material. Im März 1928 erschien das Leben von Pier Giorgio. Luigi Gedda schreibt: „Es war ein durchschlagender Erfolg. In nur neun Monaten waren 30.000 Exemplare des Buches vergriffen. 1932 waren bereits 70.000 Exemplare verbreitet. Innerhalb von 15 Jahren erreichte das Buch über Pier Giorgio 11 Auflagen und war vielleicht der Bestseller der katholischen Verlagswelt in dieser Zeit“.

Die von Don Cojazzi beleuchtete Figur war ein Banner für die Katholische Aktion während der schwierigen Zeit des Faschismus. Im Jahr 1942 hatten 771 Jugendverbände der Katholischen Aktion, 178 Aspirantensektionen, 21 Universitätsverbände, 60 Gruppen von Mittelschülern, 29 Konferenzen des Hl. Vinzenz, 23 Evangeliumsgruppen den Namen Pier Giorgio Frassati angenommen... Das Buch wurde in mindestens

19 Sprachen übersetzt.

Das Buch von Don Cojazzi markierte einen Wendepunkt in der Geschichte der italienischen Jugend. Pier Giorgio war das Ideal, das ohne Vorbehalt aufgezeigt wurde: jemand, der zeigen konnte, dass es keineswegs utopisch oder fantastisch ist, ganz Christ zu sein.

Pier Giorgio Frassati markierte auch einen Wendepunkt in der Geschichte von Don Cojazzi. Dieser von Pier Giorgio auf dem Sterbebett geschriebene Zettel offenbarte ihm auf konkrete, fast brutale Weise die Welt der Armen. Don Cojazzi selbst schreibt: „Am Karfreitag dieses Jahres (1928) besuchte ich mit zwei Studenten vier Stunden lang die Armen außerhalb der Porta Metronia. Dieser Besuch verschaffte mir eine sehr heilsame Lektion und Demütigung. Ich hatte sehr viel über die Konferenzen des Hl. Vinzenz geschrieben und gesprochen... und doch war ich nie auch nur ein einziges Mal die Armen besuchen gegangen. In diesen schmutzigen Baracken kamen mir oft die Tränen... Die Schlussfolgerung? Hier ist sie klar und schonungslos für mich und für euch: weniger schöne Worte und mehr gute Werke“.

Der lebendige Kontakt mit den Armen ist nicht nur eine unmittelbare Umsetzung des Evangeliums, sondern eine Lebensschule für junge Menschen. Sie sind die beste Schule für junge Menschen, um sie zu erziehen und sie in der Ernsthaftigkeit des Lebens zu halten. Wer die Armen besucht und ihre materiellen und moralischen Wunden hautnah erlebt, wie kann er sein Geld, seine Zeit, seine Jugend verschwenden? Wie kann er sich über seine eigenen Mühen und Schmerzen beklagen, wenn er aus direkter Erfahrung weiß, dass andere mehr leiden als er?

Nicht sich recht und schlecht durchschlagen, sondern leben!

Pier Giorgio Frassati ist ein leuchtendes Beispiel jugendlicher Heiligkeit, aktuell, „eingerahmt“ in unsere Zeit. Er bezeugt einmal mehr, dass der Glaube an Jesus Christus die Religion der Starken und der wirklich Jungen ist, die allein alle Wahrheiten mit dem Licht des „Mysteriums“ erleuchten und

die allein die vollkommene Freude schenken kann. Seine Existenz ist das perfekte Modell des normalen Lebens, das für jeden erreichbar ist. Er begann, wie alle Nachfolger Jesu und des Evangeliums, mit kleinen Dingen; er erreichte die erhabensten Höhen, indem er sich den Kompromissen eines mittelmäßigen und sinnlosen Lebens entzog und seine natürliche Hartnäckigkeit in seinen festen Vorsätzen einsetzte. Alles in seinem Leben war ihm eine Stufe zum Aufstieg; auch das, was ihm hätte zum Stolperstein werden sollen. Unter seinen Gefährten war er der unerschrockene und überschwängliche Anreger jedes Unternehmens, der so viel Sympathie und Bewunderung um sich versammelte. Die Natur war ihm reichlich gewogen: Aus einer angesehenen Familie stammend, reich, von solidem und praktischem Verstand, kräftig und robust gebaut, umfassend gebildet, fehlte ihm nichts, um im Leben voranzukommen. Aber er wollte sich nicht recht und schlecht durchschlagen, sondern sich seinen Platz an der Sonne erkämpfen. Er war ein Mann von Charakter und eine Seele eines Christen. Sein Leben hatte eine innere Kohärenz, die in der Einheit von Geist und Existenz, von Glauben und Werken beruhte. Die Quelle dieser so leuchtenden Persönlichkeit lag in einem tiefen inneren Leben. Frassati betete. Sein Durst nach Gnade ließ ihn alles lieben, was den Geist erfüllt und bereichert. Er empfing täglich die Heilige Kommunion, dann blieb er lange am Fuße des Altars, ohne dass ihn etwas ablenken konnte. Er betete in den Bergen und unterwegs. Sein Glaube war jedoch kein zur Schau gestellter Glaube, auch wenn die Kreuzzeichen, die er auf offener Straße vor Kirchen machte, groß und sicher waren, auch wenn der Rosenkranz laut in einem Eisenbahnwagen oder in einem Hotelzimmer gebetet wurde. Es war vielmehr ein so intensiv und aufrichtig gelebter Glaube, der aus seiner großzügigen und offenen Seele mit einer Einfachheit des Verhaltens hervorbrach, die überzeugte und berührte. Seine geistliche Bildung wurde durch die nächtlichen Anbetungen gestärkt, deren eifriger Verfechter und unermüdlicher Teilnehmer er war. Er machte mehr als einmal geistliche Übungen und schöpfte daraus Gelassenheit und geistliche Kraft.

Das Buch von Don Cojazzi schließt mit dem Satz: „Ihn gekannt oder von ihm gehört zu haben, bedeutet, ihn zu lieben, und ihn zu lieben, bedeutet, ihm zu folgen“. Der Wunsch ist, dass das Zeugnis von Piergiorgio Frassati „Salz und Licht“ für alle sei, besonders für die Jugendlichen von heute.

Kardinal August Hlond

Das zweite von 11 Kindern, sein Vater war Eisenbahnarbeiter. Nachdem er von seinen Eltern einen einfachen, aber starken Glauben erhalten hatte, folgte er im Alter von 12 Jahren, angezogen vom Ruhm Don Boscos, seinem Bruder Ignaz nach Italien, um sich in der Salesianischen Gesellschaft dem Herrn zu weihen, und zog dort bald zwei weitere Brüder an: Antonio, der Salesianer und ein bekannter Musiker werden sollte, und Clemente, der Missionar werden sollte. Das Internat von Valsalice nahm ihn für seine gymnasialen Studien auf. Anschließend wurde er in das Noviziat aufgenommen und erhielt vom seligen Michael Rua die Soutane (1896). Nachdem er 1897 seine Ordensprofess abgelegt hatte, schickten ihn seine Oberen nach Rom an die Gregorianische Universität zum Philosophiestudium, das er mit einem Diplom abschloss. Von Rom kehrte er nach Polen zurück, um seine praktische Ausbildung im Kolleg in Oświęcim zu absolvieren. Seine Treue zum Erziehungssystem Don Boscos, sein Engagement für die Hilfe und die Schule, seine Hingabe an die Jugendlichen und seine freundliche Art brachten ihm große Anerkennung ein. Auch seine musikalische Begabung machte ihn schnell bekannt.

Nach Abschluss seines Theologiestudiums wurde er am 23. September 1905 zum Priester geweiht und in Krakau von Msgr. Nowak getauft. In den Jahren 1905-09 besuchte er die Philosophische Fakultät der Universitäten von Krakau und Lemberg. Im Jahr 1907 wurde ihm die Leitung des neuen Hauses

in Przemyśl übertragen (1907-09), von wo aus er dann das Haus in Wien leitete (1909-19). Hier kamen seine Tapferkeit und sein persönliches Können aufgrund der besonderen Schwierigkeiten, mit denen das Institut in der Reichshauptstadt konfrontiert war, noch mehr zum Tragen. Don August Hlond gelang es mit seiner Tugend und seinem Fingerspitzengefühl, in kurzer Zeit nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse in Ordnung zu bringen, sondern auch eine Blüte der Jugendarbeit herbeizuführen, die die Bewunderung aller Volksschichten auf sich zog. Die Fürsorge für die Armen, die Arbeiter und die Kinder des Volkes brachte ihm die Zuneigung der einfachsten Schichten ein. Bei den Bischöfen und apostolischen Nuntien beliebt, genoss er die Wertschätzung der Behörden und der kaiserlichen Familie selbst. Für sein soziales und pädagogisches Wirken wurde er dreimal mit den höchsten Auszeichnungen geehrt.

Im Jahr 1919 riet die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Provinz zu einer Teilung im Verhältnis zur Zahl der Häuser, und die Oberen ernannten Don Hlond zum Provinzial der deutsch-ungarischen Provinz mit Sitz in Wien (1919/22) und betrauten ihn mit der Betreuung der österreichischen, deutschen und ungarischen Mitbrüder. In nicht einmal drei Jahren eröffnete der junge Provinzial ein Dutzend neuer salesianischer Niederlassungen, die er im echtsten salesianischen Geist ausbildete und zu zahlreichen Berufungen führte.

Er war in der Hochphase seines salesianischen Wirkens, als der Heilige Vater Pius XI. ihn 1922 mit dieser heiklen Aufgabe betraute und ihn zum Apostolischen Administrator ernannte, da der Heilige Stuhl für die religiöse Unterbringung des polnischen Schlesiens sorgen musste, das immer noch unter den politischen und nationalen Unruhen litt. Durch seine Vermittlung zwischen Deutschen und Polen entstand 1925 die Diözese Kattowitz, deren Bischof er wurde. 1926 wurde er Erzbischof von Gniezno und Poznań und Primas von Polen. Im folgenden Jahr ernannte ihn der Papst zum Kardinal. 1932 gründete er die Gesellschaft Christi für polnische Emigranten,

um den vielen Landsleuten, die das Land verlassen hatten, zu helfen.

Im März 1939 nahm er am Konklave teil, in dem Pius XII. gewählt wurde. Am 1. September desselben Jahres fielen die Nazis in Polen ein: der Zweite Weltkrieg begann. Der Kardinal erhob seine Stimme gegen die von Hitler begangenen Verletzungen der Menschenrechte und der Religionsfreiheit. Er wurde ins Exil gezwungen und fand Zuflucht in Frankreich, in der Abtei Hautecombe, wo er die Verfolgung der Juden in Polen anprangerte. Die Gestapo drang in die Abtei ein, verhaftete ihn und deportierte ihn nach Paris. Der Kardinal lehnte es kategorisch ab, die Bildung einer pro-nazistischen polnischen Regierung zu unterstützen. Er wurde zunächst in Lothringen und dann in Westfalen interniert. Von den alliierten Truppen befreit, kehrte er 1945 in seine Heimat zurück.

In dem neuen, vom Nationalsozialismus befreiten Polen fand er den Kommunismus. Mutig verteidigte er die Polen gegen die atheistisch-marxistische Unterdrückung und entging dabei sogar mehreren Mordanschlägen. Er starb am 22. Oktober 1948 im Alter von 67 Jahren an einer Lungenentzündung. Tausende von Menschen strömten zu seiner Beerdigung.

Kardinal Hlond war ein tugendhafter Mann, ein leuchtendes Beispiel für einen Salesianer-Ordensmann und ein großzügiger, strenger Seelsorger, der zu prophetischen Visionen fähig war. Der Kirche gehorsam und in der Ausübung seiner Autorität standhaft, bewies er in Zeiten größter Anfechtung heldenhafte Demut und unerschütterliche Standhaftigkeit. Er pflegte die Armut und übte Gerechtigkeit gegenüber den Armen und Bedürftigen. Die beiden Säulen seines geistlichen Lebens in der Schule des heiligen Johannes Bosco waren die Eucharistie und Maria, Hilfe der Christen.

In der Geschichte der polnischen Kirche war Kardinal August Hlond eine der herausragendsten Persönlichkeiten für das religiöse Zeugnis seines Lebens, für die Größe, Vielfalt und Originalität seines pastoralen Dienstes, für die Leiden, die er mit einem unerschrockenen christlichen Geist für das Reich Gottes auf sich nahm. Der apostolische Eifer zeichnete das

pastorale Wirken und die geistliche Physiognomie des ehrwürdigen August Hlond aus, der das Motto *Da mihi animas coetera tolle* zu seinem bischöflichen Wahlspruch machte, den er als wahrer Sohn des heiligen Johannes Bosco mit seinem Leben als geweihter Mann und Bischof bestätigte, indem er Zeugnis für eine unermüdliche pastorale Nächstenliebe ablegte. Wir müssen uns an seine große Liebe zur Muttergottes erinnern, die er in seiner Familie gelernt hat, und an die große Verehrung des polnischen Volkes für die Mutter Gottes, die im Heiligtum von Czestochowa verehrt wird. Von Turin aus, wo er seinen Weg als Salesianer begann, verbreitete er außerdem die Verehrung Marias, Hilfe der Christen, in Polen und weihte Polen dem Unbefleckten Herzen Mariens. Sein Vertrauen zu Maria hat ihn in der Not und in der Stunde seiner letzten Begegnung mit dem Herrn immer gestützt. Er starb mit dem Rosenkranz in den Händen und sagte den Anwesenden, dass der Sieg, wenn er denn komme, der Sieg der Unbefleckten Maria sein werde.

Der ehrwürdige Kardinal August Hlond ist ein einzigartiger Zeuge dafür, dass wir jeden Tag den Weg des Evangeliums annehmen müssen, auch wenn er uns Probleme, Schwierigkeiten und sogar Verfolgung bringt: das ist Heiligkeit.

„Jesus erinnert daran, wie viele Menschen verfolgt werden und wurden, einfach weil sie für die Gerechtigkeit gekämpft haben, weil sie ihr Engagement für Gott und für die anderen gelebt haben. Wenn wir nicht in einer blassen Mittelmäßigkeit versinken wollen, dürfen wir kein bequemes Leben anstreben, denn »wer sein Leben retten will, wird es verlieren« (Mt 16,25). Man kann nicht erwarten, dass alles um uns herum günstig dafür ist, um das Evangelium zu leben... Das Kreuz, vor allem die Erschöpfung und die Schmerzen, die wir ertragen, um das Gebot der Liebe zu leben und den Weg der Gerechtigkeit zu gehen, ist Quelle der Reifung und der Heiligung“ (Franziskus, *Gaudete et Exsultate*, Nr. 90-92).

Don Jose-Luis Carreno, Salesianer-Missionar

Don José Luis Carreño (1905-1986) wurde vom Historiker Joseph Thekkedath als „der beliebteste Salesianer Südindiens“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschrieben. Überall, wo er lebte – sei es im britischen Indien, in der portugiesischen Kolonie Goa, auf den Philippinen oder in Spanien – finden sich Salesianer, die seine Erinnerung liebevoll bewahren. Seltsamerweise gibt es jedoch noch keine angemessene Biografie dieses großen Salesianers, abgesehen von dem umfangreichen Nachruf, den Don José Antonio Rico verfasste: „José Luis Carreño Etxeandía, obrero de Dios“. Wir hoffen, dass diese Lücke bald geschlossen wird. Don Carreño war einer der Architekten der Südasien-Region, und wir können es uns nicht leisten, ihn zu vergessen.

José-Luis Carreño Etxeandía wurde am 23. Oktober 1905 in Bilbao, Spanien, geboren. Nachdem er im zarten Alter von acht Jahren seine Mutter verloren hatte, wurde er im salesianischen Haus von Santander aufgenommen. 1917, im Alter von zwölf Jahren, trat er in das Aspirantat von Campello ein. Er erinnerte sich, dass zu jener Zeit „nicht viel über Don Bosco gesprochen wurde... Aber für uns war ein Don Binelli ein Don Bosco, ganz zu schweigen von Don Rinaldi, damals Generalpräfekt, dessen Besuche uns ein übernatürliches Gefühl hinterließen, wie wenn die Boten Jahwes das Zelt Abrahams besuchten“.

Nach dem Noviziat und Postnoviziat absolvierte er sein Praktikum als Assistent der Novizen. Er muss ein brillanter Kleriker gewesen sein, denn Don Pedro Escursell schrieb über ihn an den Generaloberen: „Ich spreche gerade jetzt mit einem der vorbildlichen Kleriker dieses Hauses. Er ist ein Assistent

in der Ausbildung des Personals dieser Provinz; er sagt mir, dass er seit langem bittet, in die Missionen geschickt zu werden, und dass er aufgehört hat, darum zu bitten, weil er keine Antwort erhält. Er ist ein junger Mann von großem intellektuellem und moralischem Wert“.

Am Vorabend seiner Priesterweihe im Jahr 1932 schrieb der junge José-Luis direkt an den Generaloberen und bot sich für die Missionen an. Das Angebot wurde angenommen, und er wurde nach Indien geschickt, wo er 1933 in Mumbai landete. Nur ein Jahr später, als die Provinz Südindien errichtet wurde, wurde er zum Novizenmeister in Tirupattur ernannt: Er war gerade 28 Jahre alt. Mit seinen außergewöhnlichen Qualitäten des Geistes und des Herzens wurde er schnell zur Seele des Hauses und hinterließ einen tiefen Eindruck bei seinen Novizen. „Er gewann uns mit seinem väterlichen Herzen“, schreibt einer von ihnen, Erzbischof Hubert D’Rosario von Shillong.

Don Joseph Vaz, ein weiterer Novize, erzählte oft, wie Carreño bemerkte, dass er während einer Konferenz vor Kälte zitterte. „Warte einen Moment, hombre“, sagte der Novizenmeister und ging hinaus. Kurz darauf kam er mit einem blauen Pullover zurück, den er Joe übergab. Joe bemerkte, dass der Pullover seltsam warm war. Dann erinnerte er sich, dass sein Meister unter der Soutane etwas Blaues trug... das jetzt fehlte. Carreño hatte ihm seinen eigenen Pullover gegeben.

1942, als die britische Regierung in Indien alle Ausländer aus Ländern, die mit Großbritannien im Krieg standen, internierte, wurde Carreño als Bürger eines neutralen Landes nicht belästigt. 1943 erhielt er eine Nachricht über Radio Vatikan: Er sollte den Platz von Don Eligio Cinato, dem Provinzial der Provinz Südindien, der ebenfalls interniert war, einnehmen. Zur gleichen Zeit lud der salesianische Erzbischof Louis Mathias von Madras-Mylapore ihn ein, sein Generalvikar zu sein.

1945 wurde er offiziell zum Provinzial ernannt – ein Amt, das er von 1945 bis 1951 innehatte. Einer seiner allerersten Akte war die Weihe der Provinz an das Heilige Herz Jesu. Viele Salesianer waren davon überzeugt, dass das außergewöhnliche

Wachstum der Südprovinz auf diese Geste zurückzuführen war. Unter der Leitung von Don Carreño verdoppelten sich die salesianischen Werke. Eine seiner weitsichtigsten Handlungen war die Gründung eines Universitätskollegs im abgelegenen und armen Dorf Tirupattur. Das Sacred Heart College sollte schließlich den gesamten Distrikt verwandeln.

Carreño war auch der Hauptarchitekt der „Indisierung“ des salesianischen Gesichts in Indien, indem er von Anfang an nach lokalen Berufungen suchte, anstatt sich ausschließlich auf ausländische Missionare zu verlassen. Eine Wahl, die sich als providentiell erwies: Zunächst, weil der Strom ausländischer Missionare während des Krieges versiegte; dann, weil das unabhängige Indien beschloss, keine Visa mehr für neue ausländische Missionare zu erteilen. „Wenn es heute mehr als zweitausend Salesianer in Indien gibt, ist das Verdienst dieses Wachstums den von Don Carreño eingeleiteten Politiken zuzuschreiben“, schreibt Don Thekkedath in seiner Geschichte der Salesianer in Indien.

Don Carreño, wie gesagt, war nicht nur Provinzial, sondern auch Vikar von Msgr. Mathias. Diese beiden großen Männer, die sich zutiefst schätzten, waren jedoch sehr unterschiedlich im Temperament. Der Erzbischof befürwortete strenge disziplinarische Maßnahmen gegenüber Mitbrüdern in Schwierigkeiten, während Don Carreño mildere Verfahren bevorzugte. Der außerordentliche Visitator, Don Albino Fedrigotti, schien dem Erzbischof recht zu geben, indem er Don Carreño als „einen hervorragenden Ordensmann, einen Mann mit einem großen Herzen“ beschrieb, aber auch als „ein bisschen zu sehr Dichter“.

Es gab auch den Vorwurf, er sei ein schlechter Verwalter, aber es ist bezeichnend, dass eine Figur wie Don Aurelio Maschio, großer Prokurator und Architekt der salesianischen Werke in Mumbai, diesen Vorwurf entschieden zurückwies. In Wirklichkeit war Don Carreño ein Innovator und Visionär. Einige seiner Ideen – wie die Einbeziehung nicht-salesianischer Freiwilliger für einen Dienst von einigen Jahren – wurden damals mit Misstrauen betrachtet, sind heute aber weitgehend akzeptiert

und werden aktiv gefördert.

1951, am Ende seiner offiziellen Amtszeit als Provinzial, wurde Carreño gebeten, nach Spanien zurückzukehren, um sich um die Salesianischen Mitarbeiter zu kümmern. Dies war nicht der wahre Grund für seine Abreise nach achtzehn Jahren in Indien, aber Carreño nahm es gelassen an, wenn auch nicht ohne Schmerz.

1952 wurde er stattdessen gebeten, nach Goa zu gehen, wo er bis 1960 blieb. „Goa war Liebe auf den ersten Blick“, schrieb er in *Urdimbre en el telar*. Goa seinerseits nahm ihn ins Herz. Er setzte die Tradition der Salesianer fort, die als geistliche Leiter und Beichtväter des Diözesanklerus dienten, und war sogar Patron der Vereinigung der Schriftsteller in Konkani. Vor allem aber regierte er die Gemeinschaft von Don Bosco Panjim mit Liebe, kümmerte sich mit außergewöhnlicher Vaterschaft um die vielen armen Jungen und widmete sich erneut aktiv der Suche nach Berufungen zum salesianischen Leben. Die ersten Salesianer von Goa – Menschen wie Thomas Fernandes, Elias Diaz und Romulo Noronha – erzählten mit Tränen in den Augen, wie Carreño und andere vom Goa Medical College, gleich neben dem salesianischen Haus, kamen, um Blut zu spenden und so ein paar Rupien zu bekommen, um Lebensmittel und andere Güter für die Jungen zu kaufen.

1961 fanden die indische Militäraktion und die Annexion von Goa statt. Zu diesem Zeitpunkt war Don Carreño in Spanien und konnte nicht in das geliebte Land zurückkehren. 1962 wurde er als Novizenmeister auf die Philippinen geschickt. Er begleitete nur drei Gruppen von Novizen, weil er 1965 um die Rückkehr nach Spanien bat. Der Grund für seine Entscheidung war eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und den salesianischen Missionaren aus China, insbesondere mit Don Carlo Braga, dem Oberen der Visitatorie. Carreño lehnte die Politik, junge philippinische Salesianer kurz nach ihrer Profess nach Hongkong zum Philosophiestudium zu schicken, entschieden ab. Wie es geschah, akzeptierten die Oberen schließlich den Vorschlag, die jungen Salesianer auf den Philippinen zu behalten, aber zu diesem Zeitpunkt war Carreños

Bitte um Rückkehr bereits bewilligt worden.

Don Carreño verbrachte nur vier Jahre auf den Philippinen, aber auch hier hinterließ er, wie in Indien, einen unauslöschlichen Eindruck, „einen unermesslichen und entscheidenden Beitrag zur salesianischen Präsenz auf den Philippinen“, so die Worte des salesianischen Historikers Nestor Impelido.

Nach seiner Rückkehr nach Spanien arbeitete er mit den Missionsprokuren von Madrid und New Rochelle zusammen und animierte die iberischen Provinzen. Viele in Spanien erinnern sich noch an den alten Missionar, der die salesianischen Häuser besuchte und die Jugendlichen mit seinem missionarischen Enthusiasmus, seinen Liedern und seiner Musik ansteckte.

Aber in seiner schöpferischen Fantasie nahm ein neues Projekt Gestalt an. Carreño widmete sich von ganzem Herzen dem Traum, ein Pueblo Misionero mit zwei Zielen zu gründen: junge Missionare – meist aus Osteuropa – für Lateinamerika vorzubereiten; einen Zufluchtsort für „pensionierte“ Missionare wie ihn anzubieten, die auch als Ausbilder dienen könnten. Nach einem langen und schmerzhaften Briefwechsel mit den Oberen nahm das Projekt schließlich im Hogar del Misionero in Alzuza, wenige Kilometer von Pamplona entfernt, Gestalt an. Die missionarische Berufungskomponente kam nie richtig in Gang, und nur sehr wenige ältere Missionare schlossen sich Carreño tatsächlich an. Sein Hauptapostolat in diesen letzten Jahren blieb das der Feder. Er hinterließ mehr als dreißig Bücher, darunter fünf, die dem Heiligen Grabtuch gewidmet waren, dem er besonders ergeben war.

Don José-Luis Carreño starb 1986 in Pamplona im Alter von 81 Jahren. Trotz der Höhen und Tiefen seines Lebens konnte dieser große Liebhaber des Heiligen Herzens Jesu im goldenen Jubiläum seiner Priesterweihe sagen: „Wenn vor fünfzig Jahren mein Motto als junger Priester ‚Christus ist alles‘ war, würde ich es heute, alt und überwältigt von seiner Liebe, in goldenen Buchstaben schreiben, denn in Wirklichkeit IST CHRISTUS

ALLES“.

Don Ivo COELHO, sdb

Das festliche Oratorium von Valdocco

Im Jahr 1935, nach der Heiligsprechung von Don Bosco im Jahr 1934, sammelten die Salesianer Zeugnisse über ihn. Ein gewisser Pietro Pons, der als Junge etwa zehn Jahre lang (von 1871 bis 1882) das festliche Oratorium in Valdocco besucht hatte und der auch zwei Jahre lang die Grundschule (mit Klassenräumen unter der Maria-Hilf-Basilika) besuchte, gab am 8. November ein wunderschönes Zeugnis über diese Jahre ab. Wir zitieren einige Passagen daraus, die fast alle unveröffentlicht sind.

Die Figur von Don Bosco

Er war der Anziehungspunkt des gesamten Oratoriums. So erinnert sich unser ehemaliger Oratorianer Pietro Pons Ende der 1970er Jahre an ihn: „Er hatte keine Kraft mehr, aber er war immer ruhig und lächelte. Er hatte zwei Augen, die den Geist durchdrangen und durchbohrten. Er tauchte unter uns auf: Er war eine Freude für alle. D. Rua, D. Lazzero waren an seiner Seite, als ob sie den Herrn in ihrer Mitte hätten. D. Barberis und alle Jungen liefen auf ihn zu, umringten ihn, einige liefen auf den Hüften, andere hinter ihm, um ihm zu begegnen. Es war ein Glück, ein begehrtes Privileg, ihm nahe sein zu können, mit ihm zu sprechen. Er ging langsam spazieren, redete und schaute jeden mit diesen beiden Augen an, die sich in alle Richtungen drehten und die Herzen vor Freude elektrisierten“.

Unter den Ereignissen, die ihm 60 Jahre später im Gedächtnis geblieben sind, erinnert er sich vor allem an zwei: „Eines Tages... erschien er allein an der Eingangstür des Heiligtums. Dann stürmt eine Schar von Jungen herbei, um ihn wie ein Windstoß zu überfahren. Aber er hält den Regenschirm in der Hand, der einen Griff und einen Schaft hat, der so dick ist wie der der Bauern. Er hebt ihn hoch und jongliert damit wie mit einem Schwert, um diesen liebevollen Angriff abzuwehren, mal nach rechts, mal nach links, um den Durchgang zu öffnen. Er berührt einen mit der Spitze, einen anderen an der Seite, aber in der Zwischenzeit nähern sich die anderen von der anderen Seite. So geht das Spiel, der Scherz weiter und bringt Freude in die Herzen, die darauf warten, dass der gute Vater von seiner Reise zurückkehrt. Er sah aus wie ein Dorfpfarrer, aber war unkompliziert“.

Die Spiele und das kleine Theater

Ein salesianisches Oratorium ohne Spiele ist undenkbar. Der ältere ehemalige Schüler erinnert sich: „Auf dem Hof stand ein Gebäude, die Kirche von Maria, Hilfe der Christen, und am Ende einer niedrigen Mauer... in der linken Ecke befand sich eine Art Hütte, in der immer jemand war, der auf die Eintretenden aufpasste... Sobald man rechts eintrat, gab es eine Schaukel mit nur einem Sitz, dann den Parallelbarren und den festen Barren für die älteren Kinder, die sich gerne drehten und Purzelbäume schlugen, und auch das Trapez und den einfachen fliegenden Schritt („Passo volante“), die sich jedoch in der Nähe der Sakristeien hinter der Kapelle St. Joseph befanden“. Und weiter: „Dieser Hof war von schöner Länge und eignete sich sehr gut für Wettrennen, die an der Seite der Kirche begannen und auf dem Rückweg dorthin zurückkehrten. Es wurde auch „Barrarotta“, Sackhüpfen und Piñatas gespielt. Die letztgenannten Spiele wurden bereits am vorherigen Sonntag angekündigt. Das Gleiche galt für die Cuccagna; allerdings wurde der Baum mit dem dünnen Ende nach unten gepflanzt, damit er schwerer zu erklimmen war. Es gab Lotterien, und für das Los zahlte man ein oder zwei Pfennige. Im Inneren des kleinen

Hauses befand sich eine kleine Bibliothek in einem Schrank“.

Zu dem Spiel gesellte sich das berühmte „kleine Theater“ („Teatrino“), auf dem authentische Dramen wie „Der Sohn des Kreuzritters“ aufgeführt, Don Caglieros Romanzen gesungen und „Musicals“ wie der Schuster, verkörpert durch den legendären Carlo Gastini [ein brillanter Animateur der ehemaligen Schüler], präsentiert wurden. Die von den Eltern kostenlos besuchte Aufführung fand im Saal unter dem Kirchenschiff der Kirche Maria, Hilfe der Christen, statt, aber das ehemalige Oratorium erinnert sich auch daran, dass „es einmal im Haus Moretta [der heutigen Pfarrkirche in der Nähe des Platzes] aufgeführt wurde. Dort lebten arme Leute in bitterster Armut. In den Kellern, die man unter dem Balkon sehen kann, lebte eine arme Mutter, die mittags ihren Carlo, dessen Körper von einer Krankheit steif war, auf den Schultern zum Sonnenbaden trug“.

Gottesdienste und Ausbildungstreffen

Im festlichen Oratorium fehlte es am Sonntagmorgen nicht an Gottesdiensten: Heilige Messe mit Abendmahl, Gebete des guten Christen; am Nachmittag folgten Erholungspause, Katechismus und die Predigt Don Giulio Barberis. „D. Bosco“, der inzwischen ein alter Mann war, „kam nie, um die Messe zu lesen oder zu predigen, sondern nur, um die Jungen während der Erholungspause zu besuchen und bei ihnen zu bleiben... Die Katecheten und Assistenten hatten ihre Schüler während der Gottesdienste bei sich in der Kirche und unterrichteten sie im Katechismus. Eine kleine Lehre wurde für alle erteilt. Die Lektion musste an jedem Fest auswendig gelernt werden und dann auch die Erklärung“. Die feierlichen Feste endeten mit einer Prozession und einem Imbiss für alle: „Beim Verlassen der Kirche nach der Messe gab es Frühstück. Ein junger Mann rechts vor der Tür gab den Laib Brot, ein anderer links legte zwei Scheiben Salami mit einer Gabel darauf“. Diese Jungen begnügten sich mit wenig, aber sie waren begeistert. Wenn die Jungen aus dem Inneren zusammen mit den Oratorianern die

Vesper sangen, konnte man ihre Stimmen in der Via Milano und der Via Corte d'appello hören!

Auch die Treffen der Ausbildungsgruppen fanden im festlichen Oratorium statt. In dem kleinen Haus in der Nähe der Kirche St. Franziskus gab es „einen kleinen, niedrigen Raum, der etwa zwanzig Personen fassen konnte... In dem Raum stand ein kleiner Tisch für den Vortragenden, es gab Bänke für die Versammlungen und Konferenzen der älteren Leute im Allgemeinen und der Kompanie St. Louis, fast jeden Sonntag“.

Wer waren die Oratorianer?

Von seinen etwa 200 Kommilitonen – deren Zahl sich im Winter durch die Rückkehr der Saisonarbeiter zu ihren Familien verringerte – erinnerte sich unser rüstiger alter Mann, dass viele aus Biella stammten, „fast alle „bic“, das heißt, sie trugen den hölzernen Eimer voller Kalk und den Weidenkorb voller Ziegelsteine zu den Maurern der Gebäude“. Andere waren „Maurerlehrlinge, Mechaniker, Spengler“. Arme Lehrlinge: Sie arbeiteten jeden Tag von morgens bis abends und nur sonntags konnten sie sich ein wenig Erholung „bei Don Bosco“ (wie sein Oratorium genannt wurde) leisten: „Wir spielten Eselsfliegen („Asino vola“), unter der Leitung des damaligen Herrn Milanesio [einem späteren Priester, der ein großer Missionar in Patagonien war]. Herr Ponzano, später ein Priester, war Sportlehrer. Er ließ uns freie Körperübungen mit Stöcken an Geräten machen“.

Die Erinnerungen von Pietro Pons sind viel umfangreicher, ebenso reich an fernen Andeutungen wie sie von einem Schatten der Nostalgie durchdrungen sind; sie warten darauf, in vollem Umfang bekannt zu werden. Wir hoffen, dass wir das bald tun können.

Salesianerhaus Gandolfo

Castel

Zwischen den grünen Hügeln der Castelli Romani und den ruhigen Gewässern des Albaner Sees erhebt sich ein Ort, an dem Geschichte, Natur und Spiritualität auf einzigartige Weise zusammentreffen: Castel Gandolfo. In diesem von kaiserlicher Erinnerung, christlichem Glauben und landschaftlicher Schönheit geprägten Kontext stellt die salesianische Präsenz einen festen Bezugspunkt der Gastfreundschaft, Bildung und pastoralen Lebens dar. Das Salesianerhaus mit seiner pfarrlichen, erzieherischen und kulturellen Tätigkeit setzt den Auftrag des heiligen Johannes Bosco fort und bietet Gläubigen und Besuchern eine lebendige und offene kirchliche Erfahrung, eingebettet in eine Umgebung, die zur Kontemplation und Brüderlichkeit einlädt. Es ist eine Gemeinschaft, die seit fast einem Jahrhundert im Dienst des Evangeliums im Herzen der katholischen Tradition wandelt.

Ein von Geschichte und Natur gesegneter Ort

Castel Gandolfo ist ein Juwel der Castelli Romani, etwa 25 km von Rom entfernt, eingebettet in die natürliche Schönheit der Albaner Berge und mit Blick auf den malerischen Albaner See. Auf etwa 426 Metern Höhe zeichnet sich dieser Ort durch sein mildes und einladendes Klima aus, ein Mikroklima, das von der Vorsehung geschaffen zu sein scheint, um diejenigen zu empfangen, die Erholung, Schönheit und Stille suchen.

Bereits in der Römerzeit war dieses Gebiet Teil des *Albanum Caesaris*, eines alten kaiserlichen Anwesens, das seit den Zeiten des Augustus von Kaisern frequentiert wurde. Kaiser Tiberius war jedoch der erste, der sich dort ständig niederließ, während später Domitian eine prächtige Villa errichten ließ, deren Überreste heute in den päpstlichen Gärten zu sehen sind. Die christliche Geschichte des Ortes beginnt mit der Schenkung Konstantins an die Kirche von

Albano: eine Geste, die symbolisch den Übergang von der kaiserlichen Pracht zum Licht des Evangeliums markiert.

Der Name Castel Gandolfo leitet sich vom lateinischen *Castrum Gandulphi* ab, der Burg, die im 12. Jahrhundert von der Familie Gandolfi erbaut wurde. Als die Burg 1596 an den Heiligen Stuhl übergang, wurde sie zur Sommerresidenz der Päpste, und die Verbindung zwischen diesem Ort und dem Amt des Nachfolgers Petri vertiefte und verfestigte sich.

Die Vatikanische Sternwarte: Den Himmel betrachten, den Schöpfer preisen

Von besonderer spiritueller Bedeutung ist die Vatikanische Sternwarte, die von Papst Leo XIII. 1891 gegründet und in den 1930er Jahren aufgrund der Lichtverschmutzung Roms nach Castel Gandolfo verlegt wurde. Sie bezeugt, wie auch die Wissenschaft, wenn sie auf die Wahrheit ausgerichtet ist, zur Lobpreisung des Schöpfers führt.

Im Laufe der Jahre hat die Sternwarte zu bedeutenden astronomischen Projekten wie der *Carte du Ciel* und der Entdeckung zahlreicher Himmelskörper beigetragen.

Aufgrund der weiter verschlechterten Beobachtungsbedingungen in den Castelli Romani verlagerte sich die wissenschaftliche Tätigkeit in den 1980er Jahren hauptsächlich zum Mount Graham Observatory in Arizona (USA), wo die *Vatican Observatory Research Group* astrophysikalische Forschungen fortsetzt. Castel Gandolfo bleibt jedoch ein wichtiges Studienzentrum: Seit 1986 findet dort alle zwei Jahre die *Vatican Observatory Summer School* statt, die sich an Astronomiestudenten und -absolventen aus der ganzen Welt richtet. Die Sternwarte organisiert auch Fachkonferenzen, populärwissenschaftliche Veranstaltungen, Meteoritenausstellungen und Präsentationen historischer und künstlerischer Materialien mit astronomischem Thema, alles im Geist der Erforschung, des Dialogs und der Betrachtung des Geheimnisses der Schöpfung.

Eine Kirche im Herzen der Stadt und des Glaubens

Im 17. Jahrhundert beauftragte Papst Alexander VII. Gian Lorenzo Bernini mit dem Bau einer Palastkapelle für die Angestellten der Päpstlichen Villen. Das Projekt, ursprünglich zu Ehren des heiligen Nikolaus von Bari konzipiert, wurde schließlich dem heiligen Thomas von Villanova gewidmet, einem Augustiner, der 1658 heiliggesprochen wurde. Die Kirche wurde 1661 geweiht und den Augustinern anvertraut, die sie bis 1929 leiteten. Mit der Unterzeichnung der Lateranverträge übertrug Papst Pius XI. denselben Augustinern die pastorale Betreuung der neuen Päpstlichen Pfarrei der Heiligen Anna im Vatikan, während die Kirche San Tommaso da Villanova später den Salesianern anvertraut wurde.

Die architektonische Schönheit dieser Kirche, ein Ergebnis des barocken Genies, steht im Dienst des Glaubens und der Begegnung zwischen Gott und den Menschen: Heute werden dort zahlreiche Hochzeiten, Taufen und Liturgien gefeiert, die Gläubige aus aller Welt anziehen.

Das Salesianerhaus

Die Salesianer sind seit 1929 in Castel Gandolfo präsent. In jenen Jahren erlebte das Dorf eine bemerkenswerte demografische und touristische Entwicklung, die durch die beginnenden päpstlichen Feiern in der Kirche San Tommaso da Villanova weiter gefördert wurde. Jedes Jahr feierte der Papst am Fest Mariä Himmelfahrt die Heilige Messe in der päpstlichen Pfarrei, eine Tradition, die von Papst Johannes XXIII. am 15. August 1959 begonnen wurde, als er zu Fuß aus dem Päpstlichen Palast trat, um die Eucharistie unter den Menschen zu feiern. Diese Gewohnheit blieb bis zum Pontifikat von Papst Franziskus bestehen, der die Sommeraufenthalte in Castel Gandolfo beendete. 2016 wurde der gesamte Komplex der Päpstlichen Villen in ein Museum umgewandelt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Salesianerhaus gehörte zur Römischen Provinz und von 2009 bis 2021 zur Salesianischen Provinz Mittelitalien. Seit 2021 untersteht es der direkten Verantwortung der Zentralleitung,

mit einem Direktor und einer Gemeinschaft, die vom Generaloberen ernannt werden. Derzeit stammen die Salesianer aus verschiedenen Nationen (Brasilien, Indien, Italien, Polen) und sind in der Pfarrei, in den Kapellen und im Oratorium aktiv.

Die pastoralen Räume, obwohl sie zum Staat der Vatikanstadt gehören und somit als exterritoriale Gebiete gelten, sind Teil der Diözese Albano, an deren pastoralem Leben die Salesianer aktiv teilnehmen. Sie sind in die diözesane ErwachsenenKatechese, den Unterricht an der diözesanen theologischen Schule und im Priesterrat als Vertreter des geweihten Lebens eingebunden.

Neben der Pfarrei San Tommaso da Villanova betreuen die Salesianer auch zwei weitere Kirchen: Maria Hilf (auch „San Paolo“ genannt, nach dem Viertel) und Madonna del Lago, die von Papst Paul VI. gewünscht wurde. Beide wurden in den 1960er und 1970er Jahren gebaut, um den pastoralen Bedürfnissen der wachsenden Bevölkerung gerecht zu werden.

Die von Bernini entworfene Pfarrkirche ist heute Ziel zahlreicher Hochzeiten und Taufen, die von Gläubigen aus aller Welt gefeiert werden. Jedes Jahr finden dort mit den erforderlichen Genehmigungen Dutzende, manchmal Hunderte von Feiern statt.

Der Pfarrer leitet nicht nur die Pfarrgemeinde, sondern ist auch Kaplan der Päpstlichen Villen und begleitet spirituell die vatikanischen Angestellten, die dort arbeiten.

Das Oratorium, derzeit von Laien geleitet, sieht die direkte Beteiligung der Salesianer, insbesondere in der Katechese. An Wochenenden, Feiertagen und während sommerlicher Aktivitäten wie der „Estate Ragazzi“ arbeiten auch Salesianerstudenten, die in Rom wohnen, mit und bieten wertvolle Unterstützung. Bei der Kirche Maria Hilf gibt es auch ein aktives Theater, in dem Pfarrgruppen Aufführungen organisieren – ein Ort der

Begegnung, Kultur und Evangelisierung.

Pastorales Leben und Traditionen

Das pastorale Leben wird von den Hauptfesten des Jahres geprägt: dem Fest des heiligen Johannes Bosco im Januar, Maria Hilf im Mai mit einer Prozession im Viertel San Paolo, dem Fest der Madonna del Lago – und damit dem Seefest – am letzten Samstag im August, bei dem die Statue auf einem Boot über den See getragen wird. Diese letzte Feier zieht zunehmend auch die Gemeinden der Umgebung an und lockt viele Teilnehmer, darunter viele Motorradfahrer, mit denen Begegnungsmomente initiiert wurden.

Am ersten Samstag im September wird das Patronatsfest von Castel Gandolfo zu Ehren des heiligen Sebastian mit einer großen städtischen Prozession gefeiert. Die Verehrung des heiligen Sebastian geht auf das Jahr 1867 zurück, als die Stadt von einer Epidemie verschont blieb, die die Nachbardörfer schwer traf. Obwohl das liturgische Gedenken am 20. Januar stattfindet, wird das örtliche Fest im September gefeiert, sowohl zur Erinnerung an den erhaltenen Schutz als auch aus klimatischen und praktischen Gründen.

Am 8. September wird der Kirchenpatron, der heilige Thomas von Villanova, gefeiert, zeitgleich mit dem Fest der Geburt der seligen Jungfrau Maria. Zu diesem Anlass findet auch das Familienfest statt, das sich an Paare richtet, die in der Bernini-Kirche geheiratet haben: Sie werden eingeladen, für eine gemeinsame Feier, eine Prozession und ein geselliges Beisammensein zurückzukehren. Die Initiative hat hervorragenden Anklang gefunden und festigt sich mit der Zeit.

Eine Kuriosität: der Briefkasten

Neben dem Eingang des Salesianerhauses befindet sich ein Briefkasten, bekannt als „Buca delle corrispondenze“, der als der älteste noch in Gebrauch befindliche gilt. Er stammt aus dem Jahr 1820, zwanzig Jahre vor der Einführung der ersten Briefmarke der Welt, des berühmten *Penny Black* (1840). Es ist

ein offizieller Briefkasten der italienischen Post, der noch immer aktiv ist, aber auch ein beredtes Symbol: eine Einladung zur Kommunikation, zum Dialog, zur Öffnung des Herzens. Die Rückkehr von Papst Leo XIV. zu seiner Sommerresidenz wird dies sicherlich verstärken.

Castel Gandolfo bleibt ein Ort, an dem der Schöpfer durch die Schönheit der Schöpfung, das verkündete Wort und das Zeugnis einer salesianischen Gemeinschaft spricht, die in der Einfachheit des Stils von Don Bosco weiterhin Gastfreundschaft, Bildung, Liturgie und Brüderlichkeit bietet und jenen, die sich diesen Orten auf der Suche nach Frieden und Gelassenheit nähern, daran erinnert, dass wahrer Frieden und Gelassenheit nur in Gott und seiner Gnade zu finden sind.

Joseph-Auguste Arribat: ein Gerechter unter den Völkern

1. Biografisches Profil

Der ehrwürdige Joseph-Auguste Arribat wurde am 17. Dezember 1879 in Trédou (Rouergue – Frankreich) geboren. Die Armut seiner Familie zwang den jungen Auguste dazu, erst im Alter von 18 Jahren die weiterführende Schule im Salesianer-Oratorium in Marseille zu besuchen. Aufgrund der politischen Situation um die Jahrhundertwende begann er das salesianische Leben in Italien und erhielt die Soutane aus den Händen des seligen Michael Rua. Zurück in Frankreich begann er, wie alle seine Mitbrüder, das salesianische Leben in einem Zustand der Halbklandestinität, zunächst in Marseille und dann in Navarra, das 1878 von Don Bosco gegründet wurde.

1912 zum Priester geweiht, wurde er während des Ersten Weltkriegs zu den Waffen gerufen und arbeitete als

Krankenpfleger und Bahrenträger. Nach dem Krieg setzte Don Arribat seine intensive Arbeit in Navarra bis 1926 fort und ging dann nach Nizza, wo er bis 1931 blieb. Er kehrte als Direktor nach Navarra zurück und leitete gleichzeitig die Pfarrei St. Isidore im Tal von Sauvebonne. Seine Gemeindemitglieder nannten ihn „den Heiligen des Tals“.

Am Ende seines dritten Jahres wurde er nach Morges im Kanton Waadt in der Schweiz geschickt. Danach erhielt er drei aufeinanderfolgende Mandate von jeweils sechs Jahren, zuerst in Millau, dann in Villemur und schließlich in Thonon in der Diözese Annecy. Seine gefährlichste und gnadenreichste Zeit war wahrscheinlich sein Einsatz in Villemur während des Zweiten Weltkriegs. 1953 kehrte Don Arribat nach Navarra zurück und blieb dort bis zu seinem Tod am 19. März 1963.

2. Ein Mann Gottes mit Leib und Seele

Er war ein Mann der täglichen Pflicht, nichts war für ihn zweitrangig, und jeder wusste, dass er sehr früh aufstand, um die Schülertoiletten und den Innenhof zu reinigen. Da er Direktor des Salesianerhauses geworden war und seine Pflicht aus Respekt und Liebe zu den anderen bis zum Ende und zur Vollkommenheit erfüllen wollte, beendete er seine Tage oft sehr spät und verkürzte seine Ruhezeiten. Auf der anderen Seite war er immer ansprechbar und freundlich und verstand es, sich auf alle einzustellen, seien es Wohltäter, Großgrundbesitzer oder Hausangestellte, und kümmerte sich stets um die Novizen und Mitbrüder, vor allem aber um die ihm anvertrauten jungen Menschen.

Diese totale Selbsthingabe ging bis hin zum Heldentum. Während des Zweiten Weltkriegs zögerte er nicht, jüdische Familien und Jugendliche aufzunehmen und setzte sich damit dem großen Risiko einer Indiskretion oder Denunziation aus. Dreiunddreißig Jahre nach seinem Tod erkannten diejenigen, die sein Heldentum direkt miterlebt hatten, den Wert seines Mutes und des Opfers seines Lebens. Sein Name ist in Jerusalem eingraviert, wo er offiziell als „Gerechter unter den Völkern“ anerkannt wurde.

Er wurde von allen als ein wahrer Mann Gottes anerkannt, der „alles aus Liebe und nichts mit Gewalt“ tat, wie der heilige Franz von Sales zu sagen pflegte. Hier liegt das Geheimnis einer Ausstrahlung, deren volles Ausmaß er vielleicht selbst nicht erkannte.

Alle Zeugen bemerkten den lebendigen Glauben dieses Dieners Gottes, eines Mannes des Gebets, der sich nichts anmerken ließ. Sein Glaube war der strahlende Glaube eines Mannes, der immer mit Gott verbunden war, ein wahrer Mann Gottes und vor allem ein Mann der Eucharistie.

Wenn er die Messe feierte oder betete, strahlte er eine Inbrunst aus, die nicht unbemerkt bleiben konnte. Ein Mitbruder erklärte: „Wenn er sein großes Kreuzzeichen machte, fühlten sich alle rechtzeitig an die Gegenwart Gottes erinnert. Seine Andacht vor dem Altar war beeindruckend“. Ein anderer Salesianer erinnert sich, dass „er seine Kniebeugungen mit einem Mut zur Vollkommenheit machte, einem Ausdruck der Anbetung, der mich zur Hingabe führte“. Und er fügt hinzu: „Er hat meinen Glauben gestärkt“.

Seine Vision des Glaubens leuchtete im Beichtstuhl und in geistlichen Gesprächen auf. Er vermittelte seinen Glauben. Als Mann der Hoffnung verließ er sich jederzeit auf Gott und seine Vorsehung, bewahrte Ruhe im Sturm und verbreitete überall ein Gefühl des Friedens.

Dieser tiefe Glaube wurde in den letzten zehn Jahren seines Lebens weiter verfeinert. Er hatte keine Verantwortung mehr und konnte nicht mehr gut lesen. Er lebte nur noch vom Wesentlichen und bezeugte dies mit Einfachheit, indem er alle willkommen hieß, die wussten, dass seine Halbblindheit ihn nicht daran hinderte, klar in ihre Herzen zu sehen. Sein Beichtstuhl im hinteren Teil der Kapelle war ein Ort, der von jungen Leuten und Nachbarn aus dem Tal belagert wurde.

3. „Ich bin nicht gekommen, um bedient zu werden...“

Das Bild, das die Zeugen von Don Auguste bewahrt haben, ist das eines Dieners des Evangeliums, aber im

bescheidensten Sinne. Er fegte den Hof, reinigte die Schülertoiletten, wusch das Geschirr, pflegte und betreute die Kranken, schaufelte den Garten, harkte den Park, schmückte die Kapelle, band den Kindern die Schuhe, kämmte ihnen die Haare – nichts schreckte ihn ab und es war unmöglich, ihn von diesen bescheidenen Übungen der Nächstenliebe abzubringen. Der „gute Vater“ Arribat war mit konkreten Taten großzügiger als mit Worten: Er stellte sein Zimmer bereitwillig dem gelegentlichen Besucher zur Verfügung, der riskierte, weniger komfortabel untergebracht zu werden als er. Er war immer verfügbar, ausgerechnet zu jeder Zeit. Seine Sorge um Sauberkeit und würdevolle Armut ließ ihn nicht in Ruhe, denn das Haus musste gemütlich sein. Als kontaktfreudiger Mann nutzte er seine langen Fußmärsche, um alle zu grüßen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, sogar mit den „Priesterfressern“.

Don Arribat lebte über dreißig Jahre lang in Navarra, in dem Haus, das Don Bosco selbst unter den Schutz des heiligen Josef, dem Oberhaupt und Diener der Heiligen Familie, stellen wollte, einem Vorbild des Glaubens in Verborgenheit und Diskretion. Durch seine Fürsorge für die materiellen Bedürfnisse des Hauses und durch seine Nähe zu allen Menschen, die sich der Handarbeit widmeten, Bauern, Gärtner, Arbeiter, Handwerker, Küchen- oder Wäschereileute, erinnerte dieser Priester an den Heiligen Josef, dessen Namen er auch trug. Und ist er nicht am 19. März, dem Fest des heiligen Josef, gestorben?

4. Ein echter salesianischer Erzieher

„Die Vorsehung hat mir in besonderer Weise die Sorge um die Kinder anvertraut“, sagte er, um seine besondere Berufung als Salesianer, als Schüler Don Boscos, im Dienste der Jugend, insbesondere der Bedürftigsten, zusammenzufassen.

Don Arribat hatte keine der besonderen Eigenschaften, die man der Jugend äußerlich leicht auferlegt. Er war weder ein großartiger Sportler, noch ein brillanter Intellektueller, noch ein Redner, der Menschenmassen anlockte, noch ein Musiker, noch ein Mann des Theaters oder des Kinos,

nichts von alledem! Wie lässt sich der Einfluss erklären, den er auf junge Menschen ausübte? Sein Geheimnis war nichts anderes als das, was er von Don Bosco gelernt hatte, der seine kleine Welt mit drei Dingen eroberte, die als grundlegend für die Erziehung der Jugend gelten: Vernunft, Religion und Nächstenliebe. Als „Vater und Lehrer der Jugend“ wusste er, wie er mit den Jugendlichen die Sprache der Vernunft sprechen konnte, um seine Schüler zu motivieren, zu erklären, zu überreden und zu überzeugen und dabei die Impulse von Leidenschaft und Zorn zu vermeiden. Er stellte die Religion in den Mittelpunkt seines Lebens und Handelns, nicht im Sinne einer erzwungenen Auferlegung, sondern durch das leuchtende Zeugnis seiner Beziehung zu Gott, Jesus und Maria. Was die liebevolle Freundlichkeit angeht, mit der er die Herzen der jungen Menschen gewann, lohnt es sich, an den heiligen Franz von Sales zu erinnern, der über den Diener Gottes sagte: „Mit einem Löffel Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Fass Essig“.

Besonders aussagekräftig ist das Zeugnis von Don Pietro Ricaldone, Don Boscos späterem Nachfolger, der nach seinem kanonischen Besuch in den Jahren 1923-1924 schrieb: „Don Arribat Auguste ist Katechet, Beichtvater und liest die Gelübde des Verhaltens! Er ist ein heiliger Mitbruder. Nur seine Güte kann seine verschiedenen Aufgaben weniger unvereinbar machen“. Dann wiederholt er sein Lob: „Er ist ein ausgezeichneter Mitbruder, nicht zu gesund. Wegen seiner guten Manieren genießt er das Vertrauen der älteren jungen Männer, die fast alle zu ihm gehen“.

Auffallend war der fast schon feierliche Respekt, den er allen entgegenbrachte, vor allem aber den Kindern. Er siezte einen kleinen Achtjährigen und nannte ihn „Monsieur“. Eine Dame bezeugte: „Er respektierte den anderen so sehr, dass dieser fast gezwungen war, sich selbst zu der Würde zu erheben, die ihm als Kind Gottes zuteilwurde, und das alles, ohne überhaupt über Religion zu sprechen“.

Mit seinem offenen Gesicht und seinem Lächeln störte der Sohn des heiligen Franz von Sales und Don Boscos

niemanden. Auch wenn seine schlanke Gestalt und seine Askese an den heiligen Pfarrer von Ars und Don Rua erinnerten, waren sein Lächeln und seine Liebenswürdigkeit typisch salesianisch. Ein Zeuge sagte: „Er war der natürlichste Mensch der Welt, voller Humor, spontan in seinen Reaktionen und im Herzen jung geblieben“.

Seine Worte, die nicht die eines großen Redners waren, wirkten, weil sie aus der Schlichtheit und dem Eifer seiner Seele stammten.

Einer seiner ehemaligen Schüler bezeugte: „In unseren Kinderköpfen, in unseren Kindheitsgesprächen stellten wir uns Don Arribat, nachdem wir die Geschichten aus dem Leben von Jean-Baptiste Marie Vianney gehört hatten, immer so vor, als wäre er für uns der Heilige Pfarrer von Ars. Die Katechismusstunden, die in einfacher, aber wahrer Sprache gehalten wurden, verfolgten wir mit großer Aufmerksamkeit. Während der Messe waren die Bänke im hinteren Teil der Kapelle immer voll besetzt. Wir hatten den Eindruck, dass wir Gott in seiner Güte begegneten, und das hat unsere Jugend geprägt“.

5. Don Arribat – ein Umweltschützer?

Hier ist ein origineller Charakterzug, der das Bild dieser scheinbar gewöhnlichen Figur vervollständigt. Er wurde fast schon als Umweltschützer angesehen, bevor dieser Begriff weit verbreitet war. Als Kleinbauer hatte er gelernt, die Natur zutiefst zu lieben und zu respektieren. Seine jugendlichen Kompositionen sind voller Frische und sehr feiner Beobachtungen, mit einem Hauch von Poesie. Er teilte spontan die Arbeit dieser ländlichen Welt, in der er einen Großteil seines langen Lebens verbrachte.

In Bezug auf seine Liebe zu den Tieren sah man ihn oft als „den guten Vater, der mit einer Schachtel unter dem Arm voller Brotkrumen mühsam den Weg vom Refektorium zu seinen Tauben mit sehr mühsamen kleinen Schritten zurücklegte“ an. Unglaublich für diejenigen, die es nicht gesehen haben, sagt die Person, die Zeuge der Szene war, dass die Tauben, sobald sie ihn sahen, nach vorne zum Gitter kamen, als ob sie ihn

begrüßen wollten. Er öffnete den Käfig und sofort kamen sie zu ihm, einige von ihnen standen auf seinen Schultern. „Er sprach zu ihnen mit Ausdrücken, an die ich mich nicht erinnern kann, es war, als würde er sie alle kennen“. Als ein kleiner Junge ihm ein Spatzenbaby brachte, das er aus dem Nest genommen hatte, sagte er zu ihm: „Du musst ihm die Freiheit geben“. Man erzählt sich auch die Geschichte von einem ziemlich wilden Wolfshund, den nur er zähmen konnte und der nach seinem Tod neben seinem Sarg lag.

Don Auguste Arribats schnelles spirituelles Profil hat uns einige der spirituellen Züge der Gesichter von Heiligen gegeben, denen er sich nahe fühlte: die liebende Güte von Don Bosco, die Askese von Don Rua, die Sanftmut des heiligen Franz von Sales, die priesterliche Frömmigkeit des heiligen Pfarrers von Ars, die Liebe zur Natur des heiligen Franz von Assisi und die beständige und treue Arbeit des heiligen Josef.

Der weise Mann

Kaiser Kyros der Große liebte es, sich mit einem sehr weisen Freund namens Akkad zu unterhalten.

Eines Tages, als er gerade erschöpft von einem Kriegszug gegen die Meder zurückgekehrt war, besuchte Kyros seinen alten Freund, um ein paar Tage mit ihm zu verbringen.

„Ich bin erschöpft, lieber Akkad. All diese Schlachten zehren an mir. Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen an den Ufern des Euphrat verweilen und plaudern...“.

„Aber, lieber Herr, inzwischen haben Sie die Meder besiegt, was werden Sie tun?“.

„Ich will Babylon einnehmen und es unterwerfen“.

„Und nach Babylon?“.

„Ich werde Griechenland unterwerfen.“

„Und nach Griechenland?“.

„Ich werde Rom erobern“.

„Und danach?“.

„Ich werde aufhören. Ich werde hierher zurückkehren und wir werden glückliche Tage mit freundlichen Gesprächen an den Ufern des Euphrat verbringen...“.

„Und warum, lieber Herr, mein Freund, sollen wir nicht sofort beginnen?“.

Es wird immer einen weiteren Tag geben, um „Ich habe dich lieb“ zu sagen.

Denken Sie heute an Ihre Liebsten und flüstern Sie ihnen ins Ohr, sagen Sie ihnen, wie sehr Sie sie lieben. Nehmen Sie sich die Zeit zu sagen: „Es tut mir leid“, „Bitte hören Sie mir zu“, „Danke“.

Morgen werden Sie nicht bereuen, was Sie heute getan haben.